Lehre und Wehre.

Jahrgang 49. November 1903. No. 11.

Gebrauch und Mißbrauch der Analogie des Glaubens.

Bei der im September dieses Jahres zu Milwaukee abgehaltenen freien Conferenz wandten sich die Verhandlungen auch der „Analogie des Glaubens" zu. Man hatte in Watertown beschlossen, auf der nächsten Conferenz sämmtliche Schriftstellen zu besprechen, welche von der ewigen Erwählung handeln. Als man nun in Milwaukee an diese Aufgabe ging, kam bald die Frage auf, ob die Schriftaussagen, welche von der Erwählung handeln, so zu nehmen seien, wie sie lauten, oder nach der Analogie des Glaubens „auszulegen" oder einzuschränken seien. Von der einen Seite (von Gliedern der Synodalconferenz) wurde festgehalten, daß die Lehre von der Erwählung den Stellen der Schrift, welche von dieser Lehre handeln, zu entnehmen sei (also den sedes doctrinae). So sei auch im Besonderen das Verhältniß des Glaubens zur ewigen Erwählung lediglich aus den Schriftstellen zu bestimmen, welche dieses Verhältniß uns offenbaren. An den klaren Schriftaussagen über eine Lehre sei selbst dann festzuhalten, wenn wir den vernunftgemäßen Zusammenhang dieser Lehre mit andern geoffenbarten Lehren nicht erkennen könnten oder wenn unserer Vernunft diese Lehre andern geoffenbarten Lehren zu widersprechen scheine. Als Beispiel wurde die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit angeführt, wo die völlige ungetheilte und untheilbare Einheit des Wesens der Dreiheit oder realen Verschiedenheit der Personen zu widersprechen scheint. Von der andern Seite wurde betont, daß man die Schriftaussagen über die einzelnen Lehren nach der „Analogie des Glaubens" auszulegen, beziehungsweise zu beschränken habe. So kam denn weiter zur Verhandlung, was die Analogie des Glaubens sei. Von unserer Seite, nämlich von Gliedern der Synodalconferenz, wurde festgehalten, daß die „Analogie des Glaubens" nicht etwas Subjectives sei, nicht die Einsicht in den vernunftgemäßen Zusammenhang der einzelnen christlichen Lehren, sondern etwas Objectives, nämlich die klaren Schriftaussagen selbst, die wir zusammenstellen und neben einander stehen lassen, auch wenn wir nicht im Stande sein sollten nachzu-

weisen, wie einzelne Theile mit andern Theilen vernunftgemäß stimmen. Es seien daher auch nie klare Schriftaussagen abzuthun oder umzudeuten unter dem Vorgeben, daß sie anderen klaren Schriftaussagen widersprächen. Die alten Theologen hätten daher nicht nur die Analogie des Glaubens so definirt: „Unter der Regel des Glaubens verstehen wir die klaren Stellen der Schrift, in welchen mit klaren und ausdrücklichen Worten die Glaubensartikel vorgelegt werden",[1]) sondern auch noch hinzugefügt: „die Regel des Glaubens sei ganz anzunehmen, und die einzelnen Theile derselben dürften einander nicht entgegengesetzt werden".[2]) Die gegnerische Stellung, soweit sie in Milwaukee zum Ausdruck kam, möchten wir vorerst nicht näher beschreiben. Das „Kirchenblatt" der Jowa-Synode berichtet Folgendes: „Es war Dr. Allwardt von der Ohio-Synode aufgetragen gewesen, für diese Versammlung eine Arbeit zu liefern. Er hatte die Schriftstellen, die von der Gnadenwahl handeln, exegetisch, das heißt, auslegend, vorzulegen. Ehe er jedoch in seiner Arbeit zu dem überging, legte er die Auslegungsgrundsätze, die ihn geleitet, näher dar. Er kam hier auf ein sehr wichtiges Thema zu reden, nämlich auf die Analogie des Glaubens, das heißt, auf die Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung des christlichen Glaubens, Röm. 12, 6. Darüber wurde die ersten Tage sehr lebhaft gestritten. P. Allwardt vertrat die kirchliche" (?) „Seite von dem richtigen Verhältniß der christlichen Glaubenslehren unter und zu einander. Die Leute aus der Synodalconferenz, mit Missouri voran, vertreten eine unbiblische" (?) „und unhistorische" (?) „Glaubensanalogie. Herr P. Allwardt betonte, daß alle christlichen Glaubenslehren in Harmonie, das heißt, in Uebereinstimmung, sein müssen" (nach dem Urtheil des Glaubens oder nach dem Urtheil der menschlichen Vernunft?). „Man dürfe die Schrift nicht so erklären, daß die einzelnen Lehren in Widerstreit mit hellen und klaren Schriftstellen kommen. Daß dies" (was?) „recht sei, bestritt aber die Synodalconferenz in ihren Vertretern. Und ehe man noch zur Besprechung der Lehre von der Gnadenwahl kam, hatte sich bereits hier ein principieller Zwiespalt innerhalb der Theilnehmer an der Versammlung herausgestellt. Ebenso war es dann nur natürlich, daß man bei der Lehre von der Gnadenwahl und auch bei der Bekehrung, soweit sie gestreift wurde, aufs neue offenbarte, wie groß die Kluft sei, die überbrückt werden müßte, wenn eine wirkliche und wahre Einigung hierin erzielt werden soll. Hier haben die Vertreter der Synodalconferenz den ganzen alten Standpunkt wieder hervorgekehrt und behauptet. Man sagte, die rechte Analogie des Glaubens sei das, daß man die einzelnen Lehren des Glaubens allein aus den Stellen der Schrift erhebe und erweise, die der Sitz der Lehre seien. Aber die Auslegung solcher Stellen habe nichts darnach zu fragen, ob und wie sich denn solche Lehren mit andern Schrift-

1) So Gerhard, „Loci", L. de interpretatione Sc. s., § 75.
2) Gerhard, l. c., § 154.

lehren" (nach dem Urtheil der blinden menschlichen Vernunft) „harmonisch zusammenschließen, ob und wie sie zu einander im rechten Verhältniß stehen. Vor Jahrzehnten hat die Missouri-Synode ganz anders geredet, wie man ihr das mit ihren eigenen Zeugnissen beweisen kann." Dem Schreiber vorstehenden Berichtes ist der Punkt, um den es sich handelt, dunkel geblieben.[1]) Die Verhandlungen über die analogia fidei kamen nicht zum Abschluß. Die Versammlung einigte sich dahin, bei der nächsten Zusammenkunft diesen Gegenstand wieder aufzunehmen, um dann sämmtliche Schriftstellen zu besprechen, welche von der ewigen Erwählung handeln.

1) Nachträglich sehen wir, daß auch die „Theol. Zeitblätter" der Ohio-Synode sich ausführlicher mit dem von uns in Milwaukee vertretenen Standpunkt beschäftigen. Leider! ist auch in diesem Bericht gerade der Punkt übersehen, um den es sich in Milwaukee handelte. Es handelte sich in Milwaukee und von allem Anfang des Streites an nicht darum, ob die christliche Lehre und alle Artikel derselben eine vollkommene Einheit, ein innig zusammenhängendes, harmonisches Ganze im Sinne der heiligen Schrift, die sich nicht widersprechen kann, bilden, sondern es handelte und handelt sich darum, ob die christliche Lehre und alle Artikel derselben eine Einheit, ein System im Sinne der menschlichen Vernunft bilden. Was ersteres betrifft, so hieß es in „Lehre und Wehre" 1881, S. 6: „Es ist nicht daran zu zweifeln, daß ein nothwendiger innerer Zusammenhang zwischen allen einzelnen Glaubenslehren bestehe. Wie in dem einigen Gott die vollkommenste Harmonie ohne jeglichen Widerspruch ist, so ist sicherlich auch die Offenbarung Gottes in der Schrift vollkommen harmonisch, innerlich aufs engste und nothwendigste zusammenhängend. Dieser enge innere Zusammenhang geht auch schon daraus hervor, daß die Verletzung eines Glaubensartikels auflösend und zerstörend auch auf die andern wirkt. Hierher gehören Luthers Aussprüche, in welchen er die geoffenbarten Wahrheiten mit einer goldenen Kette, einem Ringe, einer Glocke oder einem mathematischen Punkt vergleicht." Was in Frage kam und kommt, ist dies, ob die Artikel der christlichen Lehre ein System im Sinne der menschlichen Vernunft bilden, so daß, wenn etwas nicht in den Rahmen des vernunftgemäßen Zusammenhanges paßt, der Theologe berechtigt wäre, klare Aussagen der Schrift umzudeuten oder gänzlich zu leugnen. Daß auch die alten lutherischen Theologen die harmonische Einheit der christlichen Lehre nur als eine Einheit im Sinne der göttlichen Offenbarung der heiligen Schrift, nicht im Sinne der menschlichen Vernunft, auffassen, erwiesen wir in Milwaukee daraus, daß die alten Theologen in der einen oder andern Weise sagen: „partes analogiae fidei sibi invicem non *opponendas* esse", man dürfe die einzelnen Theile der Analogie des Glaubens nicht einander entgegensetzen, und: „judicium de contradictione in articulis fidei non esse permittendum *rationi humanae*", man dürfe das Urtheil darüber, ob ein Widerspruch zwischen den einzelnen Glaubensartikeln vorhanden sei, nicht der menschlichen Vernunft überlassen. Wenn nun die „Theologischen Zeitblätter" der Ohio-Synode 12 Citate aus alten lutherischen Theologen über die Analogie des Glaubens im Allgemeinen bringen, aber kein einziges Citat anführen, in welchem dieselben Theologen sagen, daß die einzelnen Theile der Analogie des Glaubens einander nicht entgegenzusetzen seien, daß das Urtheil über die Harmonie in der christlichen Lehre nicht der menschlichen Vernunft zu überlassen sei, so ist das eine unvollständige und darum unrichtige und irreführende Darstellung.

In mehreren Berichten über die Milwaukeeer Conferenz finden wir die Bemerkung, daß in dem Dissensus über die Verwendung der Analogie des Glaubens eine neue Differenz zu Tage getreten sei. Dies ist eine irrige Annahme. Vom allerersten Anfang des letzten Lehrstreites an ist auf die Differenz in der Auffassung und Anwendung der Analogie des Glaubens hingewiesen worden. Und das nicht bloß so nebenbei, sondern sehr ausführlich. Schreiber dieses hat z. B. im Vorwort zur „Lehre und Wehre" des Jahres 1881, also vor nun beinahe 23 Jahren, ausführlich darüber gehandelt, daß der beiderseitigen Lehrstellung eine verschiedene Stellung zur Schrift zu Grunde liege. Es wurde ausgeführt, daß gegnerischerseits eine solche Auffassung und Verwendung der Analogie des Glaubens zu Tage trete, wobei nicht mehr die Schrift die einzige Quelle und Norm der Theologie bleibe, sondern die subjective Anschauung des Theologen an die Stelle der Schrift trete. Wir werden uns erlauben, noch später auf diese Ausführungen zurückzukommen.

Es gibt einen rechten und einen falschen Gebrauch der Analogie des Glaubens bei der Auslegung der Schrift. Recht gebraucht, dient sie dazu, Menschengedanken aus der Theologie fern zu halten. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, welche in gewisse Stellen der heiligen Schrift, die für die Auslegung Schwierigkeit haben, ihre eigenen Gedanken hineinlegten, z. B. in gewissen Partien der Offenbarung St. Johannis ein äußerlich herrliches Reich Christi hier auf Erden gelehrt fanden, und von hier aus gegen die klaren Stellen der Schrift argumentirten. Diese Menschengedanken hat man mit Recht durch Berufung auf die Analogie des Glaubens, das heißt, auf die durchaus klaren Schriftaussagen, zurückgewiesen. Es hat ferner zu allen Zeiten Leute gegeben, welche aus Jac. 2, 21. („Ist nicht Abraham durch die Werke gerecht worden?"), aus den Aufforderungen der Schrift zum Glauben, zum Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern, zum Unterlassen des Widerstrebens ꝛc. gefolgert haben, daß Bekehrung, Rechtfertigung und Seligkeit nicht allein auf Gottes Gnade, sondern auch auf den Werken, dem guten Verhalten ꝛc. des Menschen stehe. Diesen Leuten hat man mit Recht die Analogie des Glaubens entgegengehalten und gesagt: „Ihr deutet die Schrift wider das klare Evangelium." Wie Luther zu Röm. 12, 6. („Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich") bemerkt: „Hiemit ist gewaltiglich verworfen alle Lehre und Auslegung der Schrift, so uns auf unsere Werk führen, und unter des Glaubens Namen falsche Christen und Werkheilige machen." (Erl. Ausg. 8, 23.)

Dann aber gibt es auch einen falschen Gebrauch der Analogie des Glaubens. Man hat sich, wie die Kirchengeschichte lehrt, auf die Analogie des Glaubens berufen, um klare Lehren der Schrift unter einem guten Schein zu verwerfen. Man hat das eigene Ich mit der Analogie des Glaubens verwechselt. Gewisse, sonnenklar in der Schrift geoffenbarte Lehren

wollte man nicht glauben, seine Vernunft nicht gefangen geben unter den Gehorsam Christi. Aber anstatt dies sich und andern offen zu gestehen, trat man mit der Behauptung auf, daß die betreffenden Lehren mit der Schrift, resp. mit der Analogie des Glaubens in Widerspruch ständen.

Wir wollen nur einige Beispiele anführen, in welchen nach aller Lutheraner Zugeständniß ein falscher Gebrauch der Analogie des Glaubens vorliegt. Die Schrift sagt bekanntlich, daß von der Jungfrau Maria der Sohn Gottes geboren sei. Gal. 4, 4.: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe." Die Schrift sagt ferner, daß der Sohn Gottes gekreuzigt sei. 1 Cor. 2, 8.: „Wo sie die (die Weisheit Gottes) erkannt hätten, hätten sie den HErrn der Herrlichkeit nicht gekreuziget." Dennoch leugnete Nestorius auf das entschiedenste, daß Maria Θεοτόκος (Gottgebärerin) zu nennen und von dem Sohne Gottes das Leiden und Sterben auszusagen sei. Und für diese Leugnung berief er sich auf die Analogie des Glaubens und auf solche Schriftstellen, welche sagen, daß Gott unveränderlich, das Leben selbst sei und somit nicht sterben könne. Von einer Geburt Gottes zu reden, sowie zu sagen, Gott sei gestorben, sei „heidnisch" und „schriftwidrig".[1]) Daß hier die Anglogie des Glaubens gebraucht wird, um die klare Lehre der Schrift zu verwerfen, liegt auf der Hand. Dasselbe Spiel wiederholte sich bei Zwingli. Auch Zwingli leugnete, daß der Sohn Gottes gestorben sei, mit der Begründung, daß nach der Schrift Gott nicht sterben könne. Im Interesse der Analogie des Glaubens oder um die Schrift mit der Schrift in Harmonie zu bringen, erlaubte sich Zwingli in den Schriftstellen, welche von dem Sohne Gottes das Leiden und Sterben aussagen, eine kleine Correctur. Man müsse für den „Sohn Gottes" immer die „menschliche Natur" einsetzen. Dann sei alles correct. Dann sei die Schrift „nach dem Glauben" ausgelegt. Das ist Zwinglis ἀλλοίωσις. Für diese ganz wunderbare Redefigur fordert er Annahme kraft der Analogie des Glaubens. Er behandelt Luther wie einen Schulbuben und wirft ihm die „größten Ketzereien" vor, weil Luther die Schrift nicht auch also nach der Analogie des Glaubens auslegen wolle. Hören wir Zwingli etwas ausführlicher. Zwingli sagt: „Da Christus spricht Luc. 24: ‚Mußte nicht Christus also leiden? und also in seine Ehre eingehen?' Hie wird Christus allein für die menschliche Natur genommen, die mochte leiden und sterben, aber die göttliche nicht." In Bezug auf Joh. 1, 14.: „Das Wort ward Fleisch" fordert Zwingli im Namen der Analogie des Glaubens, daß man die Sache umkehre und sage: „Das Fleisch ist Wort geworden." Er schreibt: „Joh. 1: ‚Das Wort ist Mensch worden' oder ‚Gott ist Mensch worden' soll durch den Gegenwechsel (alloiosis) recht verstanden werden also: Sintemal Gott gar nichts werden mag, oder aber er wäre unvollkommen, so mag dies Wort nicht

1) Bei Thomasius, „Dogmengeschichte", I, S. 321 ff.

nach dem ersten Ansehen[1]) verstanden werden, sondern muß den Sinn haben: Der Mensch ist Gott worden; also, daß jenes, das von der Gottheit gesagt wird, daß sie sei Mensch worden, durch den Abwechsel muß von der Menschheit verstanden werden: Der Mensch ist Gott worden." Nachdem Zwingli so das Hinterste zuvorderst gekehrt und die Sache auf den Kopf gestellt hat, gibt er Luther noch den folgenden Extraunterricht über Schriftauslegung, speciell über die Verwendung der Analogie des Glaubens zur Auslegung der einzelnen Schriftstellen: „Siehst du, lieber Luther, wie die allertheuersten Worte, die ewige Gottheit und wahre Menschheit Christi betreffend, durch Figuren und Tropos müssen in den rechten Sinn, der dem Glauben unverletzlich ist" (das heißt, der Analogie des Glaubens nicht widerspricht), „geschickt werden? Warum willst du denn die Tropos oder figürliche Reden nicht zulassen? . . . Frommer Christ, laß dich solche Toberei (Luthers) nicht verführen. Es sind Wortkämpfer, deren Vornehmen gar leichtlich gebrochen wird, so man auf den Grund der Wahrheit und auf den rechten Sinn sieht und die Kunst der figürlichen Reden und Tropen wohl hält. Als hie, ich meine, wohl theurere Worte sind: ‚Das Wort ist Mensch worden', weder, ‚Esset, das ist mein Leichnam'; noch so müssen sie allein durch figürlich Erklären verstanden werden, oder aber wir kämen in die größten Ketzereien, die je gewesen sind."[2]) Daß Zwingli hier die „Analogie des Glaubens" zur Verkehrung und Leugnung klarer Schriftaussagen mißbraucht, wird wohl allseitig zugestanden.

Derselbe Mißbrauch der Analogie des Glaubens findet sich durchgängig bei den reformirten Theologen, wenn sie die wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl und Christi Gegenwart auf Erden auch nach seiner menschlichen Natur leugnen und dagegen behaupten, daß bloß Brod und Wein im Abendmahl und Christus nach seiner menschlichen Natur im Himmel eingeschlossen sei. Letzteres sei von der Schrift gefordert, wenn sie sage, daß Christi Leib ein wahrer menschlicher Leib und Christus nach seiner menschlichen Natur gen Himmel gefahren sei. Wolle man nun nicht die Schrift in Widerspruch mit sich selbst bringen und also wider die Analogie des Glaubens angehen, so müsse man die Schriftaussagen, welche auf die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl lauten, anders deuten. Gewaltig führt Luther aus, ein wie grober Mißbrauch des richtigen Satzes: „Die Schrift kann nicht mit sich selbst uneins sein" hier vorliege. Luther weist nach, daß die Schwärmer hier ihr eigenes Ich mit der Analogie des Glaubens verwechseln, daß sie die Schrift nicht nach der Analogie des Glaubens, sondern nach der Analogie des Unglaubens auslegen. Luther schreibt: „Sie sprechen: Die Schrift streite wider sich selbst, und kann sie niemand vertragen" (das heißt, harmoni-

1) Das heißt, so, wie die Worte lauten.

2) Zwinglis Antwort auf Luthers Schrift: „Daß diese Worte" ꝛc. Abgedruckt in Luthers Werken, St. L. Ausg. XX, 1195 ff.

siren), „wo man nicht glaubt, daß schlecht Brod und Wein im Abendmahl sei. Antwort: Welche Schrift? Sagen sie: Ei, da der Artikel des Glaubens gegründet wird, daß Christus gen Himmel gefahren, und sitzt zur rechten Hand Gottes in seinen Ehren. Item, daß Fleischessen kein nütze sei, Joh. 6, 63.: ‚Fleisch ist kein nütz.' Sollte nun Fleisch und Blut im Abendmahl sein, so könnte er nicht zur rechten Hand Gottes in seinen Ehren sitzen, und gäbe uns auch zu essen, das kein nütz ist zur Seligkeit. Darum muß einerlei Schrift" (irgend eine Schriftstelle) „sich lassen weisen und aus Christus Leib ein Leibs Zeichen machen; das muß sein der Text im Abendmahl.... Halt sie nun gegen einander, die Schwärmer und Schriftverkehrer. Carlstadt brachte das τοῦτο hervor; das wollt nicht bestehen. Da kam der Zwingel, und wollt's besser machen mit seiner Deutelei; das besteht noch ärger. Darnach kommt Oecolampad mit seinem Leibs Zeichen, als mit dem allerbesten Stück; und besteht am allerübelsten. Denn so lautet sein Grund: Ich Oecolampad sage, daß die Schrift in diesem Stück wider einander ist. Ist nun das nicht ein zarter feiner Grund des Glaubens? wenn ein Mensch also spricht: Wiewohl Gottes Wort da steht und sagt: ‚Das ist mein Leib'; doch, weil ich's nicht begreifen noch glauben kann, und mich wider die Schrift sein dünkt, so ist's nicht wahr, und muß eine andere Deutung haben, unangesehen, wie helle Gottes Wort da stehe. Das ist Oecolampads Geist und hochberühmte Wahrheit, daß Menschendünkel und Unglaube solle über Gottes Wort gelten und unsern Glauben gründen. Wer könnte desgleichen nicht auch thun in allen andern Artikeln? So tief soll der Satan solche Leute verführen. So ist nun dieser Grund Oecolampads mit Einem Wort umgestoßen, das heißt: Nein, diese Schrift sind nicht wider einander; man kann's wohl sagen und sich dünken lassen, aber nicht beweisen. So liegt denn alle sein Gepränge im Dreck. Wollt ihr nun Schrift haben von uns, lieben Schwärmer? Da steht sie: ‚Nehmet, esset, das ist mein Leib.' Beißet euch mit derselbigen auf diesmal, darnach sollt ihr mehr kriegen. O wie sicher wart ihr, und dachtet nicht, daß man euch diesen Spruch immermehr" (das ist, jemals) „könnte vorwerfen oder aufbringen. Denn ihr hattet ihn nicht alleine gekreuzigt, sondern auch begraben und Hüter ums Grab gelegt, daß er schlechts nicht mehr galt. Aber er steht nun wieder auf von den Todten, und wird nimmermehr sterben, und wirft dazu euch, seine Feinde, unter sich, und macht euch zu Fußschemeln. Das hat den guten Mann Oecolampad betrogen, daß Schrift, so wider einander sind, freilich müssen vertragen werden, und ein Theil einen Verstand nehmen, der sich mit dem andern leidet; weil das gewiß ist, daß die Schrift nicht mag mit ihr selbst uneins sein. Aber er merkte und bedachte nicht, daß er der Mann wäre, der solche Uneinigkeit der Schrift vorgäbe und beweisen sollte; sondern er nahm es an und trug's vor, als wäre es gewiß und schon überweiset. Da fällt und fehlt er. Wenn sie aber sich bedächten zuvor, und sähen zu, wie sie nichts reden wollten, denn

Gottes Wort, wie St. Petrus lehrt, und ließen ihr eigen Sagen und Setzen daheim, so richteten sie nicht so viel Unglücks an. Dies Wort: ‚Schrift ist nicht wider einander', hätte den Oecolampad nicht verführt, denn es ist in Gottes Wort gegründet, daß Gott nicht leugt, noch sein Wort nicht leugt: aber der Zusatz seines Worts (Ich Oecolampad sage, daß die Schrift hie wider einander ist) bringt ihn in solchen Schweiß und Jammer, daß er Gottes Wort leugnet, kehrt, deutet und martert, wie er will. HErr Gott, wie leichtlich ist's geschehen um einen solchen greulichen Fall; und wir sind noch sicher und fürchten uns nicht auf solchem schlüpfrigen Wege. Aber ich will ihren rechten Grund, der sie zu solchem Irrthum bewegt, besser rühren und melden, und will drauf wetten um mein Leib und Seel (die ich auch nicht gerne verlöre), daß ich nicht fehlen will; denn ich armer Sünder kenne auch ein wenig vom Geist, und ein groß Stück vom alten Schalk, der in uns tobt, ich meine das Fleisch. Das einige Stück bewegt sie am allerhöchsten, daß es vor der Vernunft aus der Maßen närrisch ist, zu glauben, daß wir Christus Leib und Blut sollen im Abendmahl leiblich essen und trinken. Und weiß fürwahr, wo sie gewönnen, sollte das die endliche Frohlockung sein: Ja, ich dacht's ja wohl, es müßte nicht recht sein; es hat mir nie wollt eingehen, daß man Christus Leib und Blut so sollte handeln. Wie sie denn jetzt unter einander heimlich reden und der tolle Pöbel offenbarlich plaudert. Aber sie wollten solches gerne bergen, denn sie schämen sich's zu bekennen, wissen wohl, daß es nichts tauge, sehen aber gerne, daß der tolle Pöbel damit heraus fährt, reden und schreiben auch nicht dawider. Es ist aber schändlich, daß nicht so viel Redlichkeit und Ehrbarkeit in ihnen ist, solches frei heraus zu bekennen, das sie doch wünschen im Herzen, gerne haben, sehen und hören, sondern wenden vor, die Schrift zwinge sie, welches sie wissen, daß [es] nicht wahr ist, sondern greifen die Schrift mit List und Frevel an, sich damit zu schmücken vor den Leuten, und unter der Schrift Namen ihre Gift unter die Leute bringen. Doch wiewohl sie solches bergen mit hohem Fleiß, noch kickt der Schalk hervor und läßt sich weidlich merken. Der Zwingel bekennt so viel, daß er's sein Lebenlang nie geglaubt habe.... Nun, aus solcher Bekenntniß ist gut zu merken, daß er solchen Dünkel nicht aus der Schrift habe, welche er längst hernach hat funden, wie sein Buch Subsidium sonderlich, und andere mehr beweisen; sondern lange zuvor, ehe denn er solche Schrift fand, hat er so geglaubt, und läuft nun allererst, sucht Schrift und zwingt sie auf solchen Dünkel. D. Carlstadt auch, ehe denn er schrieb, lange zuvor, sagte er zu einem: Lieber, du wirst mich nicht bereden, daß Gott im Brod und Wein sei. So fahren sie heraus unversehens, durch Gottes Gewalt. Desselbigengleichen Oecolampad, wenn er über die Schrift gehüpft hat, die ihm vorgelegt wird: hilf Gott, wie löckt er, wie geil ist er, wie tanzt er in seinem Dünkel und fragt: Wozu es nütze sei? Warum die Jünger das Brod nicht haben angebetet? Warum die Schrift solches für kein Wunder anzeigt? Was es helfe,

daß Christus unsichtbar da sei? Warum die Christen so schwer Ding sollen glauben? Wie sich es reime, daß der König der Ehren so böse Buben so lasse mit sich spielen? ... Wer sollt doch hie nicht greifen, was sie im Herzen denken? Wenn sie die Schrift bewegte, so würden sie wohl solche Zoten lassen und mit Schriften umgehen. Es ist der Groll und Ekel natürlicher Vernunft, der will und mag dieses Artikels nicht; drum speiet er und köcket also dawider, und will darnach sich in die Schrift hüllen, daß man ihn nicht kennen solle." [1])

So weit Luther. Lutheraner werden darin übereinstimmen, daß in der Weise, wie ein Nestorius, Zwingli, Oekolampad ꝛc. die Analogie des Glaubens bei der Auslegung der Schrift verwenden wollen, ein Mißbrauch der Analogie des Glaubens vorliege. Lutheraner sollten in folgenden Sätzen einig sein:

Klare Schriftstellen sind nicht andern klaren Schriftstellen entgegenzusetzen, das heißt: Klare Schriftstellen sind nicht abzuthun oder umzudeuten, weil die Vernunft nicht erkennen kann, wie sie sich mit andern klaren Schriftstellen reimen.

Geschieht dies dennoch, das heißt, thut man klare Schriftaussagen aus dem Grunde ab, weil man mit der Vernunft nicht erkennen kann, wie sie sich mit anderen klaren Schriftaussagen reimen, so legt man die Schrift nicht nach der Analogie des Glaubens, sondern nach der Analogie des Unglaubens aus, der sich Gottes Wort nicht unterwerfen, sondern Gottes Wort meistern will. F. P.

(Schluß folgt.)

Die neuere Pentateuchkritik.

(Fortsetzung.)

II.

Zur Geschichte der Kritik.

2.

Fast ein Jahrhundert war vergangen seit den Angriffen der zuletzt genannten Vorläufer der höheren Kritik: Peyrere, Spinoza, Hobbes und Richard Simon. Sie waren von ihren Zeitgenossen und von den gläubigen Kritikern der Folgezeit scharf vorgenommen und gründlich widerlegt worden, reformirterseits von dem schon früher genannten Witsius,[2]) besonders aber lutherischerseits von dem ebenso gelehrten als scharfsinnigen

1) St. L. Ausg. XX, 793—800.

2) „Miscellanea Sacra" I, 14: An Moses Auctor Pentateuchi.

J. G. Carpzov,[1]) dem sogar Cornill das Zeugniß ausstellt, daß er „den Standpunkt der strengsten Bibelgläubigkeit gegen die ‚Pseudo-critici' . . . mannhaft und mit höchst achtungswerther Gelehrsamkeit vertheidigt".[2]) Da ging um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die böse Saat der Vorläufer auf und brachte die unheilvollsten Früchte. Der Boden war dafür jetzt äußerst geschickt, denn es war die Zeit des Rationalismus in Deutschland, des Deismus in England, des Naturalismus in Frankreich, und die Leugnung der göttlichen Offenbarung, der Wunder und Weissagungen in der Schrift wurde mehr und mehr Grundsatz der herrschenden Theologie. Mit dieser Zeit beginnt eigentlich die moderne Pentateuchkritik, die sich nun zunächst an den Namen des französischen Arztes Astruc knüpft, den darum auch positive wie negative Kritiker der Jetztzeit als den eigentlichen Vater der heutigen Pentateuchkritik bezeichnen. Strack sagt: „Systematische, wissenschaftliche Pentateuchkritik hat zuerst geübt, und zwar durch literarische Analyse, Jean Astruc",[3]) und Cornill, nachdem er die vorhergehende Zeit ein „Jahrhundert der Stagnation" genannt hat, bemerkt: „Mit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kommt wieder ein neues Leben in die Disciplin" der alttestamentlichen Einleitung; Astrucs Ausführungen bezeichnet er sodann als „geniale Untersuchungen" und sein 1753 anonym erschienenes Buch als „eines der bedeutsamsten und folgenschwersten, die jemals geschrieben worden sind".[4]) Von dieser Zeit an hat die Pentateuchkritik 150 Jahre lang rastlos gearbeitet und eine Menge von Hypothesen über die Entstehung der fünf Bücher Mosis aufgestellt, von denen gewöhnlich die eine die andere bekämpft und überwunden hat. Wir gruppiren der Uebersicht halben die hauptsächlichsten Ansichten und bezeichnen sie mit den allgemein gebrauchten Namen der älteren Urkundenhypothese, der Fragmentenhypothese, der Ergänzungshypothese und der neueren Urkundenhypothese.

Die ältere Urkundenhypothese.

Die bisherigen Angreifer des Pentateuchs begnügten sich, wie wir gesehen haben, damit, daß sie die Einheit der fünf Bücher und deren einheitliche Verabfassung durch Moses bestritten. Astruc ging nun einen großen Schritt weiter in seinen vielgenannten in französischer Sprache erschienenen, später übersetzten „Muthmaßungen in Betreff der Originalberichte, deren sich Moses wahrscheinlicherweise bei Verfertigung des ersten seiner Bücher bedient hat". Schon vor ihm hatten einige die Meinung ausgesprochen, daß Moses bei der Abfassung der Genesis ältere Schriftstücke oder Quellen benutzt

1) „Critica Sacra Veteris Testamenti" und „Introductio ad libros Veteris Testamenti". Beide Werke sind noch heute sehr brauchbar — leider wenig gekannt und benutzt.

2) „Einleitung in das Alte Testament." Zweite Auflage, S. 6.

3) „Einleitung in das Alte Testament." Vierte Auflage, S. 29.

4) Einleitung, S. 5. 6. 19.

habe; Astruc aber machte zum ersten Male den Versuch, diese Quellen zu scheiden, zu analysiren. Eben dadurch ist er der Vater des Grundirrthums der neueren Pentateuchkritik, der sogenannten literarischen oder Quellenanalyse, geworden. Er führt aus, daß Moses, den er noch für den Verfasser oder richtiger Compilator des Pentateuchs hält, die in der Genesis erzählten Dinge nicht als Augenzeuge berichte und darum irgend welche ältere schriftliche Quellen gehabt haben müsse. Diese habe er nicht eigentlich verarbeitet, sondern vielmehr ohne wesentliche Veränderungen zusammengestellt. Um dies zu erhärten, macht Astruc nachdrücklich aufmerksam auf einen freilich schon von den Kirchenvätern Tertullian, Augustin und Chrysostomus wahrgenommenen und besprochenen eigenthümlichen Wechsel der Gottesnamen in der Genesis: manche Erzählungen hätten regelmäßig den Gottesnamen Elohim, andere ebenso regelmäßig den Gottesnamen Jehova. Dadurch kommt Astruc zu zwei Haupturkunden: einer Elohimurkunde A, der er ganz bestimmte Capitel und Verse der Genesis zuweist: Cap. 1. 2, 1—3. 5. 6 ꝛc., und einer Jehovaurkunde B, der ebenso ganz bestimmte Capitel und Verse angehören: Cap. 2, 4—24. 3. 4 ꝛc. Hier begegnen wir also zum ersten Male den berühmten großen Unbekannten, dem Elohisten und dem Jehovisten oder, wie man gegenwärtig allgemein sagt, Jahvisten, die nun seit Astrucs Zeit in der alttestamentlichen Kritik die große Rolle spielen. Die Elohimurkunde leitete Astruc von Moses Vater Amram her; über den Verfasser der Jehovaurkunde wagte er keine Vermuthung.

Aber Astruc ging noch weiter. Er nahm wegen vermeintlich vorkommender Wiederholungen und fremdartiger Elemente außerdem noch andere, freilich viel seltener benutzte Quellen an, die an anderen Merkmalen zu erkennen seien, im Ganzen noch 10, so daß sich seine Bezeichnungen derselben bis auf den Buchstaben M erstreckten; und er wußte sogar, daß ein Theil dieser Documente nicht hebräischen Ursprungs sei, sondern Moses habe sie von stammverwandten Völkern erhalten während seines Aufenthaltes in Midian oder während des Wüstenzuges! So erhalten wir das Resultat: die Genesis ist aus zwölf verschiedenen Quellen zusammengesetzt und zum Theil heidnischen Ursprungs.[1])

1) Es fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit, die höheren Kritiker nach ihren sonstigen Ansichten oder nach ihren Lebensverhältnissen zu schildern; doch mögen hier noch einige Worte über Astruc Platz finden, von dem gegenwärtig viele ähnlich urtheilen wie Vilmar in seinem „Collegium biblicum“ (I, 37): „Die gläubigen Theologen, welche gewöhnlich Astruc verfluchen, haben ihn meistens nicht gelesen. Sein Gedanke ist freilich unklar, aber ein Spötter war er nicht.“ In den landläufigen Encyklopädien wird Astruc gewöhnlich nur als consultirender Arzt des französischen Königs und Professor der Medicin in Paris bezeichnet, dessen medicinisches Hauptwerk den Titel „De morbis venereis“ führe. Aber der americanische Theologe, Prof. Dr. Howard Osgood, hat in einer in der *Presbyterian and Reformed Review* (1892, S. 83) veröffentlichten eingehenden Untersuchung Astruc genauer geschildert. Dieser war in dem Paris seiner Zeit, das ein zweites Sodom

Astrucs Buch fand zunächst freilich keine freundliche Aufnahme. Man spottete über ihn, und der gelehrte deutsche Orientalist, J. D. Michaelis, die damalige Hauptautorität in alttestamentlichen Fragen, that das Werk sofort nach seinem Erscheinen in den Bann. Ja, Astrucs Ansichten wären wohl, wenigstens zeitweilig, ganz der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht bald der deutsche rationalistische Kritiker Eichhorn ihnen in seiner umfassenden „Einleitung" in selbständiger Weise beigetreten wäre. Eichhorn hielt auch noch, wenigstens in den ersten Auflagen seines damals angesehenen Werkes, Moses für den Verfasser oder besser Zusammenordner des Pentateuchs, nahm aber ebenso wie Astruc und mit gleicher Begründung zwei Haupturkunden für die Genesis an, die Schrift des Elohisten und Jahvisten, in denen sich auch abgesehen von den verschiedenen Gottesnamen ein verschiedener Sprachgebrauch zeige; dazu seien dann noch verschiedene Einschaltungen gekommen. In Bezug auf die übrigen Bücher des Pentateuchs lehrte er, daß ihr Inhalt, spätere Zusätze abgerechnet, aus lauter der mosaischen Gesetzgebung gleichzeitigen Aufsätzen erwachsen sei, die zum Theil von Moses selbst, zum Theil von einigen seiner Zeitgenossen verfaßt seien. Diesen Bahnen Astrucs und Eichhorns folgte dann Ilgen mit einem schon durch den Titel charakterisirten Werke: „Die Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt." Der radicale Kritiker Cornill nennt es ein „geniales Buch", meint aber doch, daß damit „die Pentateuchkritik ihre Flegeljahre durchmachte: überall strotzende jugendliche Vollkraft, die im Bewußtsein ihrer Stärke den Drang empfindet, sich auszutoben, aber leider durch den Mangel an Maß sich selbst schädigend und Mißtrauen gegen sich wachrufend und auch durch den stellenweise etwas rüden Ton vielfach abstoßend".[1]) Ilgens Fortschritt auf der abschüssigen Bahn der Kritik bestand darin, daß er die Elohimurkunde Astrucs und Eichhorns in zwei Theile zerlegte, einen ersten oder älteren Elohisten,

---

und Gomorra war, eine prominente Persönlichkeit, nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen ein ganz unzüchtiger, geld- und ehrgeiziger Mensch, der ein liederliches Leben führte und bis zu seinem Tode der geldgierige Arzt der liederlichen Pariser Gesellschaft war. Trotz Frau und Kinder lebte er neunzehn Jahre mit der berüchtigtsten, aber einflußreichen Maitresse von Paris, Madame de Tencin, zusammen, und war ein gehorsamer Diener der königlichen Maitresse, Marquise de Pompadour. Im Salon seiner Maitresse bewegten sich die bekannten Pariser Atheisten und Encyklopädisten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aus einer andern unsittlichen Verbindung war seine Maitresse die Mutter des Freigeistes D'Alembert. Dieser nennt seinen Stiefvater den „Schurken Astruc". Voltaire gibt ihm das Beiwort „Harpagon Astruc" und bezeichnet ihn als „von einem Teufel besessen". Obwohl Astruc sehr reich war, brachte er doch nach dem Tode seiner Maitresse deren ganzes Vermögen an sich, ohne ihrer Familie auch nur einen Heller zu geben. Und der Zweck seines Buches, obwohl er es als eine Apologie der mosaischen Abfassung der Genesis hinstellte, war kein anderer als der, das Uebernatürliche in der Bibel zu leugnen, nachzuweisen, daß die Genesis niemals war und nicht sein konnte das Wort Gottes, denn sie sei nicht das Werk eines ehrlichen Compilators.

1) Einleitung, S. 19.

den „ersten Eliel", annahm und einen zweiten, jüngeren Elohisten, den „zweiten Eliel", eine Erfindung, der die ganze neuere Kritik gefolgt ist, wie wir später sehen werden. Außerdem hielt er am Jahvisten fest, den er vorsorglich gleich den „ersten Elijah" nannte, denn es ist „möglich, daß er in der Zukunft nicht der einzige bleibt, und daß noch ein anderer Elijah auftritt",[1]) mit welcher Voraussage Ilgen sich auch nicht getäuscht hat. Wir finden also jetzt schon drei Hauptquellen von der Kritik angenommen, bei deren Analyse Ilgen jedoch so toll und maßlos verfuhr, daß er die ganze Genesis in 17 Urkunden zerstückelte. Zehn derselben legte er seinem ersten Elohisten bei, fünf dem zweiten und zwei dem Jahvisten. Die Genesis habe darum nicht „einen Verfasser, sondern nur einen Zusammensetzer, einen Zusammenordner, einen Sammler".[1]) Und dieser Sammler habe die Urkunden des ersten Elohisten zur Grundlage seiner Sammlung gemacht, habe sie daher unter allen auch am vollständigsten geliefert. Die Urkunden des zweiten Elohisten und des Jahvisten sind „nur verstümmelt auf unsere Zeiten gekommen".[1]) Mit diesem Werke Ilgens, das 1798 erschien, schließt nun vorläufig die Zeit der Urkundenhypothese, und die Fragmentenhypothese tritt an ihre Stelle.

Die Fragmentenhypothese.

Der Uebergang von der Urkundenhypothese zur Fragmentenhypothese war ein ganz natürlicher. Alle Achtung vor dem Worte Gottes war verschwunden; sich unter die Autorität der Schrift und ihrer alt- und neutestamentlichen Aussagen zu beugen, war ein überwundener Standpunkt; die Vernunft herrschte unbehelligt in dieser Zeit des vulgären Rationalismus. Hatte Ilgen behauptet, daß seine 17 Urkunden, wie er sich ausdrückte, „wirklich für sich bestehende Urkunden und keine aus dem Zusammenhange eines größeren Werkes herausgerissene Theile" seien,[1]) so war es nun kein großer Schritt weiter, das Ganze in eine Sammlung wenig oder gar nicht zusammenhängender Fragmente aufzulösen. Diesen Schritt that der rationalistische Exeget Vater in seinem 1802 bis 1805 erschienenen Pentateuchcommentar, nachdem schon Peyrere und Spinoza in dieser Richtung Andeutungen gemacht und namentlich der englische Katholik Geddes in einem Bibelwerk und in seinen "Remarks on the Pentateuch" diesen Gedanken weiter ausgeführt hatte. Vater übersetzte und erweiterte dessen Arbeiten und beschloß seinen Commentar mit einer „Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchs". Hatten Astruc und Ilgen sich auf die Genesis beschränkt, so nahm nun Vater den ganzen Pentateuch auf den Secirtisch unter sein kritisches Messer. Das Resultat seiner Untersuchung in seinen eigenen Worten war dieses: „Die Bücher des Pentateuchs, sie alle vom ersten bis zum letzten, zerfallen in einzelne Stücke, in große, kleinere, auch ganz kleine Stücke, von

1) Citirt bei Cornill, Einleitung, S. 20.

welchen sich nicht zeigen läßt, daß ursprünglich zwischen ihnen ein Zusammenhang stattfand. Bei den meisten derselben fällt vielmehr das Gegentheil deutlich in die Augen."[1]) So zerlegt Vater beispielsweise die Genesis in 39 solcher zusammenhangsloser Fragmente, manche einige Capitel, andere nur vier bis fünf Verse umfassend. Ein unbekannter Sammler hat dann die Stücke an einem „losen Faden der Chronologie" aneinandergereiht, denn er hatte nur „die Absicht, kein solches Fragment alter Nachrichten verloren gehen zu lassen".[1]) Bei einer solchen bodenlosen Ansicht von der Entstehung des Pentateuchs war die Annahme, daß Moses auch nur der Sammler sei — von einem Verfasser konnte ja überhaupt nicht mehr die Rede sein —, überhaupt die Entstehung des Pentateuchs im mosaischen Zeitalter mehr als zweifelhaft, wie Vater auch offen aussprach und die Behauptung aufstellte, daß das Vorhandensein des jetzigen Pentateuchs „erst um die Zeit des Exils völlig zuverlässig wird".[1]) Diese Fragmentenhypothese fand etwa 30 Jahre lang ziemlichen Beifall und entschiedene Anhänger. Unter diesen ist neben Hartmann, der ganz die Vaterschen Ansichten theilte, und v. Bohlen namentlich De Wette bedeutsam, einer der schärfsten, klarsten, aber auch zweifelsüchtigsten Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts.[2]) De Wette, der außerdem besonders auch die Verschiedenheit des Deuteronomiums von den vier vorhergehenden Büchern hervorhob und damit eine andere modernkritische Ansicht begründete, wandte sich zwar später von den Vaterschen Ansichten wieder ab und ist überhaupt nicht zu einer festen und abgeschlossenen Meinung über die Entstehung des Pentateuchs gekommen, hat aber den Pentateuch von einer andern Seite aufs schärfste angegriffen. Er bestritt vor allem die Glaubwürdigkeit des geschichtlichen Inhalts der fünf Bücher Mosis, bezeichnete deren Erzählungen als Mythen und unverbürgte, ins Wunderbare ausgeschmückte Sagen und erklärte das ganze Werk als ein nach einem gewissen Plane gearbeitetes Gedicht, als „das Epos der hebräischen Theokratie". Doch erhob sich in dieser Zeit des nun wiedererwachenden Bibelglaubens auch kräftiger Widerspruch gegen den sonst alles überschwemmenden rationalistischen Unglauben, und namentlich Ranke, Hävernick und Hengstenberg haben durch gründliche Untersuchungen sowohl die Einheit als auch die Glaubwürdigkeit und mosaische Abfassung des Pentateuchs vertheidigt und erwiesen.[3])

---

1) Citirt bei Cornill, Einleitung, S. 21.

2) „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament." „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bücher des Alten Testaments."

3) F. H. Ranke (jüngerer Bruder des bekannten Historikers), „Untersuchungen über den Pentateuch"; Hävernick, „Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament"; Hengstenberg, „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament". Band 2 und 3: Die Authentie des Pentateuchs: lauter gediegene Werke, von denen namentlich Hengstenberg wegen seiner Reichhaltigkeit auch von Gegnern benutzt, freilich nicht immer genannt wird.

Die De Wettesche Mythenhypothese und die Vatersche Fragmentenhypothese ließen sich nicht mehr halten, die letztere auch nicht mehr wissenschaftlich von den freisinnigen Kritikern. Denn selbst die hausbackene Vernunft mußte einsehen, daß die Fragmentenhypothese, die den ganzen Pentateuch zu einem wüsten Chaos zusammenhangsloser Stücke machte, nicht die richtige sei. So suchte die Kritik nun neue Wege, und an die Stelle der Fragmentenhypothese, die gegenwärtig unsers Wissens auch keinen einzigen Anhänger mehr hat, trat die sogenannte Ergänzungshypothese, die freilich mehr nur als ein Uebergangsstadium zur neueren Urkundenhypothese zu bezeichnen ist.

Die Ergänzungshypothese.

Der eigentliche Vater der Ergänzungshypothese ist der bekannte hervorragende Hebraist des vorigen Jahrhunderts Ewald, der als kaum zwanzigjähriger Jüngling durch seine aggressive Erstlingsarbeit über „Die Composition der Genesis" der Fragmentenhypothese in den Kreisen der Kritiker den Todesstoß versetzte. Er wies nämlich im Gegensatz zu den Aufstellungen Vaters in der Genesis eine einheitliche, planmäßige Composition nach; den Wechsel der Gottesnamen erklärte er durch sinnvolle und bewußte Abwechslung eines und desselben Autors und bezeichnete die andern Eigenthümlichkeiten in der Darstellung, auf die sich die Kritiker für ihre Ansichten berufen hatten, als Eigenthümlichkeiten der semitischen Geschichtsschreibung und nicht als Gründe und Beweise für die Verschiedenheit von Urkunden. Doch bald änderte Ewald diese seine Ansicht, und seine zweite Meinung war: Nicht nur die Genesis, sondern der ganze Pentateuch ist aus einer alten Schrift, welche die Geschichte vom Anfang der Welt bis auf Mosis Tod herabführt und Gott Elohim nennt, und einer späteren neuen Schrift über die alte Geschichte, die aber das Alterthum von andern Seiten auffaßte, zusammengewoben worden, doch so, daß die alte Schrift die Grundlage war und blieb. Die Elohim- oder Grundschrift ist auf diese Weise ergänzt worden.[1]) Diese Hypothese fand namentlich in dem 1838 erschienenen Genesiscommentar des rationalistischen Exegeten Tuch ihre gründlichste Durchführung und kräftigste Vertretung. Tuch behauptete: Wir haben überall nur zwei Verfasser, „von denen ganz einfach der eine die Schrift des andern erweiterte", die „Grundschrift" oder den Elohisten und den „Ergänzer" oder den Jahvisten. Die Grundschrift sei von einem Priester

1) Ewald hat dann später diese Ansicht noch weiter fortgebildet und immer complicirter gestaltet, indem er vier dem Pentateuche zu Grunde liegende Schriften annahm, die freilich nur in Bruchstücken noch vorhanden seien, denen dann successiv durch fünf Erzähler oder Ergänzer die übrigen Bestandtheile eingewoben und mit den Bruchstücken in einander verarbeitet worden seien — eine Hypothese, die man wegen der allmählich geschehenen Herausarbeitung des Pentateuchs bisweilen die Krystallisationshypothese genannt hat, die sich aber thatsächlich mehr der neueren Urkundenhypothese nähert.

zur Zeit Sauls geschrieben, für den Ergänzer „bleiben wir bei der salomonischen Zeit stehen".[1]) Wir sehen: Moses kommt von jetzt an, ja, schon seit De Wettes Zeit nicht einmal mehr als der Verfasser einer Urkunde in Betracht und verschwindet ganz aus der Entstehungsgeschichte des Pentateuchs. Auch diese Ergänzungshypothese fand eine Zeitlang namhafte Vertreter, nicht nur an De Wette in den späteren Jahren, ferner an den Vermittelungstheologen Stähelin und Bleek, sondern besonders auch längere Zeit an Franz Delitzsch in den ersten Auflagen seines Commentars über die Genesis. Delitzsch, der ja immer zu den Positiven gezählt werden wollte und offenbarungsgläubig war, aber auch immer befürchtete, daß er als unwissenschaftlich und rücksichtlich angesehen werden könnte, und sich deshalb zu immer weiteren Concessionen an die negative Kritik drängen ließ, meinte wohl, bei dieser Hypothese seinen Glauben an die alttestamentliche Grundoffenbarung festhalten zu können. Aber auch diese Ergänzungshypothese, gegen die namentlich J. H. Kurtz in seiner „Einheit der Genesis" auftrat, überlebte sich und hat gegenwärtig nur noch einen Vertreter, den alten und kranken, rationalistisch gerichteten Schrader. An ihre Stelle trat die sogenannte neuere Urkundenhypothese, und damit kommen wir zur neuesten Zeit.

(Fortsetzung folgt.) L. F.

Theologische Dicta Classica.

(In Luthers Werken gefunden.)

De Scriptura Sacra.

(Fortsetzung.)

Der silberne Faden, der durch die ganze Schrift sich hindurchzieht, ist Christus.

(Dictum 17.)

17. „Die Schrift will von nichts anderm wissen noch uns vorlegen, denn Christum." (III, 1176.)

a. „Moses will traun des Messiä Zeuge sein, das ist gewiß." (XX, 2628, § 189.)

b. „Der Prophet David zeiget den rechten Griff, wohin alle Schrift vornehmlich deutet und zeigt, nämlich auf den verheißenen Christum." (V, 1471.)

c. „Das Hauptstück muß wahr sein, daß die alte heilige Schrift auf Messiam und unsern Glauben gehe und zeuge; wer sie dahin nicht versteht, der kann sie nicht haben." (St. L. Ausg. XX, 2106, § 188.)

---

1) Citirt bei Cornill, Einleitung, S. 23.

d. „Auf denselbigen Propheten, der Christus ist, sehen alle Bücher Mosis.“ (III, 2246.)

e. „Wer nicht Christum sucht oder sieht in der Bibel und hebräischer Sprache, der siehet nichts, und redet wie der Blinde von der Farbe.“ (XXI, 486.)

f. „Die Schrift, so von Messia durch und durch zeugt.“ (IX. 1411.)

g. „Daß Gott ist Mensch worden, lehrt dies ganze und einige Buch (die Bibel), davon kein ander Buch nichts weiß.“ (IX. 1412.)

h. „Außer diesem Buch findet man Christum nicht, es sei so gut es immer wolle.“ (IX, 1365.)

i. „Fürwahr, es hanget die ganze Biblia in diesem Eidspruche Gottes (Luc. 1, 55.); denn es ist alles um Christum zu thun in der Biblien.“ (VII, 1312, § 136. Anno 1521.)

j. „In der Bibel findest du die Windeln und Krippen, darinnen Christus liegt.“ (XXII, 86. VI, 1344. XIV, 4. St. L. Ausg.)

k. „Und sonderlich ist es Gott zu thun um die Offenbarung und Erkenntniß seines Sohnes durch die ganze Schrift, Altes und Neues Testament; alles gehet auf den Sohn. Denn die Schrift ist gegeben um des Messiä oder Weibes Samens willen.“ (III, 2891, § 138. Anno 1543.)

l. „Wer den Sohn hat, dem steht die Schrift offen, und je größer und größer sein Glaube an Christum wird, je heller die Schrift ihm scheint.“ (III, 2892, § 139. Anno 1543.)

m. „Den HErrn Christum in dem alten ebräischen Testament fleißig suchen; denn er läßt sich gerne drinnen finden, sonderlich in dem Psalter und Esaia.“ (III, 2900, § 150. Anno 1543.)

n. „Die Propheten haben geredet von der Zeit des neuen Testaments.“ (VI, 3094.)

o. „Und was ist das Neue Testament anders, denn eine öffentliche Predigt und Verkündigung von Christo, durch die Sprüche im Alten Testament gesetzt und durch Christum erfüllt.“ (XIV, 2. Anno 1523.)

18. „Die heilige Schrift ist das Buch, von Gott dem Heiligen Geiste seiner Kirche gegeben.“ (XVII, 150, § 45. Anno 1542.)

Nota. Die Kirche hat kein eigenes Wort. Ihr ist vertrauet, was Gott geredet hat, Röm. 3, 2. Und was Gott geredet hat, Gottes Wort, lehrt und bekennt sie.

a. „Es gebührt auch der Kirche nicht, des Heiligen Geistes Ordnung zu ändern, und thut's auch nimmermehr.“ (XVI, 2641. Aus der Schrift „Von Conciliis und Kirchen“. Eine allerdings sehr umfangreiche, aber eine sehr sorgfältige, umsichtige und leidenschaftslose polemische Schrift — in der man unserm Luther so recht in das Herz schauen kann. Sie stammt aus dem Jahre 1539. Lies sie, junger Theologus!)

b. „Man soll in der christlichen Lehre nichts glauben noch für gewiß ausgeben, das nicht geschrieben steht in heiliger Schrift." (XIX, 705.) „Es muß nichts zum Dienste Gottes geschehen ohne ein gewisses Wort Gottes." (XIX, 575.)

c. „Man soll in der christlichen Kirche nichts annehmen oder anfangen wider oder ohne Gottes Wort." (II, 2588.)

d. „Ja, sagen sie, die christliche Kirche und heilige Väter haben es so geordnet, darum sind wir gehorsam; so wird Gott wiederum sagen: Ja, wo ist mein Wort? wo habe ich es befohlen, also zu ordnen?" (III, 249, § 17.)

e. „Noah thut nicht einen Tritt aus der Arche ohne Gottes Wort." (III, 249, § 19.)

f. „Noch wollen wir klüger und mehr denn Gott sein, daß wir alles thun nach unserm Dünkel, und denken nicht einst auf Gottes Wort." (Ibid.)

g. „Ich streite aber nur um zwei Dinge. Das erste, ich will's nicht leiden, daß Menschen sollen neue Artikel des Glaubens setzen und alle anderen Christen in der ganzen Welt schelten, lästern und urtheilen für Ketzer, Abtrünnige, Ungläubige, allein, daß sie nicht unter dem Pabst sind. Es ist genug, daß wir den Pabst lassen Pabst sein, ist nicht noth, daß um seinetwillen werden verlästert Gott und seine Heiligen auf Erden. Das andere, alles, was der Pabst setzt, machet und thut, will ich also aufnehmen, daß ich zuvor nach der heiligen Schrift urtheile. Er soll mir unter Christo bleiben und sich lassen richten durch die heilige Schrift." (XVIII, 1256.)

19. „Das göttliche Wort ist der rechte Streichstein und Probirstein." (VII, 1785.)

20. „Das Wort ist der rechte Prüfestein." (VIII, 768, § 175.)

21. „Ohne das Wort sollen wir nichts wissen und nichts sehen." (II, 1178.)

22. „Wer ein einzel Gottes Wort verachtet, der achtet auch keines nicht groß." (XX, 1119.)

23. „Kein Buchstabe der Schrift ist vergeblich." (X, 1229. Anno 1538.)

24. „Zu der heiligen Schrift soll man nichts zugeben, noch auch nichts davon nehmen." (III, 2461.)

Nota. Dr. Walther bemerkt: „Wer nicht das ganze Gotteswort anerkennen will, der ist schon von dem ganzen Gotteswort los." In der heiligen Schrift ist die Wahrheit untrüglich und ganz niedergelegt.

25. „Alles, was nicht mit der Schrift ist, das ist wider die Schrift." (XIX, 1342.)

Nota. Höre einige Schlüsse Luthers: „Was aber Gott entgegen ist, das thut der Teufel." (XIX, 1342, § 68.)

„Aller Menschen Gedanken ohne Gottes Wort sind eitel Lügen und falsche Träume." (XIV, 88, § 13. Anno 1529.)

26. „Was keinen Grund in der Schrift hat, ist ja so leicht veracht als bewiesen." (XIX, 705. Anno 1523.)

27. „Warum glaubt man der Schrift nicht? Da Ein Spruch mehr gilt denn aller Welt Bücher." (XIX, 2162. Anno 1523.)

Nota. „Mir ist also, daß mir ein jeglicher Spruch die Welt zu enge macht." (XX, 982. Anno 1527.)

„Wir erdichten nichts Neues, sondern halten und bleiben bei dem alten Gotteswort." (XVII, 1659. Anno 1541.)

28. „Wer wollte dem gläuben, das kein Zeugniß aus der Schrift hat?" (I, 498.)

29. „Die heilige Schrift ist allein der rechte Lehenherr und Meister über alle Schrift und Lehre auf Erden." (XV, 1758. Anno 1521.)

30. „Das Wort Gottes ist das Heiligthum über alle Heiligthum." (X, 56, § 38.)

31. „Siehe nur, daß du auf Gottes Wort Acht habest, und darinnen bleibest, wie ein Kind in der Wiegen." (St. L. Ausg. XX, 747, § 34. Anno 1526.)

32. „Die Schrift soll allein der Richter und Meisterin bleiben unter allen Büchern." (I, 1939, § 236.)

Nota. Dr. Walther sagt: „Die Schrift ist das A und O aller seligmachenden Wahrheit. Von der Schrift kann nicht appellirt werden an ein höheres Gericht." (Zehnter Ber. d. Synodalconf., S. 49.)

„Wir sollen in Gottes Werken und Worten Vernunft und alle Klugheit gefangen geben . . . und sich blenden, führen und meistern lassen, auf daß wir nicht Gottes Richter werden in seinen Worten." (St. L. Ausg. XX, 1028, § 339. „Bek. vom Abendm. Christi." Anno 1528.)

„Spiritus Sanctus in Scriptura et per Scripturam loquens est supremus judex." (Quenstedt, Theol. did.-pol., P. I. c. 4. s. 2. q. 15.)

„Wir sollen von Gottes Werken reden mit seinen Worten, einfältiglich, wie er uns davon zu reden **vorgeschrieben hat und vorsprechen läßt."** (XX, 1028.)

Nota. „Alles Abirren in Sachen der christlichen Lehre kommt nur daher, daß man das klare Wort Gottes bei Seite liegen läßt und, was das Wort Gottes sagt, nicht nachsagen will." (Zwölfter Ber. d. Synodalconf., S. 18.)

„Gleichwie ein junges Kind seinem Vater den Glauben oder Vater-Unser nachspricht. Denn hie gilt's, im Finstern und blinzling gehen und schlecht am Wort hangen und folgen." (St. L. Ausg. XX, 1028, § 340.)

„Wir werden gewißlich fehlen, wo wir nicht einfältiglich ihm (Gott) nachsprechen, wie er uns vorspricht." (XX, 1028, § 340.)

Das ist nicht leicht, wie Luther bezeugt: „O wie mit viel großer Mühe und Arbeit auch durch gegründete heilige Schrift habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich Einer allein wider den Pabst hab dürfen auftreten. . . . Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestigt hat" ꝛc. (XIX, 1305. Anno 1522.)

„Gott hat in der heiligen Schrift das ganze Abc der christlichen Lehre vorgesagt. Es bedarf nur der Hinnahme des Geoffenbarten, des Nachsagens dessen, das vorgesagt ist, des einfältigen Glaubens." (Zwölfter Ber. d. Synodalconf., S. 17.)

„Wir reden, wie Gottes Wort redet. Wir brauchen in allen Lehren nur nachzusagen, was Gott uns so deutlich vorsagt." (l. c., S. 18.)

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Das Generalconcil hielt seine 29. Versammlung Anfangs October in Norristown, Pa., ab. Die englische Trinitatis-Gemeinde hatte dem Concil ihre Kirche zur Verfügung gestellt. Das canadische „Kirchen-Blatt" vom 22. October schreibt: „Der Chor ist hier eine sonderlich uniformirte kleine Schaar von Sängern und Sängerinnen, mit einer Art Talar bekleidet, zu dem bei den jungen Mädchen noch der bekannte Studentenhut, eine Art Ulanenkappe mit großen Troddeln dran, gehört. Mit diesem uniformirten Chor an der Spitze zogen die Delegaten der 29. Versammlung des Generalconcils am Donnerstag-Morgen nach stattgehabter Beichte im Sonntagsschulraum in die Kirche zur Eröffnung der Berathungen durch einen Gottesdienst." Aufgenommen wurden zwei Synoden: die englische New York- und New England-Synode und die Synode von Nova Scotia. Im September 1902 traten 36 englische Pastoren aus dem New York-Ministerium aus und bildeten eine eigene Synode. Mit dieser Synode hat darum das Concil keinen eigentlichen Zuwachs erhalten. „Anders" — so berichtet das „Kirchen-Blatt" der Canada-Synode vom 5. November — „verhält es sich mit der Synode von Nova Scotia, sie ist eine Schwester unserer Canada-Synode und treibt wie wir unter dem Schutz der britischen Flagge ein Missionswerk an den Nachkommen der Deutschen von Nova Scotia. Diese Synode war Anfangs eine Conferenz der Pittsburg-Synode, organisirte sich jedoch auf Anrathen ihrer Mutter im Juli 1903 als selbständiger Körper und zählt jetzt 7 Pastoren mit 23 Gemeinden und 15 Predigtplätzen." — Von der Iowa-Synode, welche seit 1888 keinen Vertreter mehr gesandt hatte, war Prof. W. Pröhl erschienen. Von der Stellung der Iowa-Synode zum Generalconcil schreibt das „Lutherische Kirchenblatt" von Reading in seiner Nummer vom 17. October: „Die Iowa-Synode war 1867 bei der Gründung des Generalconcils in Fort Wayne betheiligt. Ja, Prof. G. Fritschel war der deutsche Secretär des Concils. Besonders aber waren die Delegaten von Iowa in der Gesangbuchs- und Liturgiefrage hervorragend thätig. Doch schloß sich die Iowa-Synode nie an das Generalconcil an. Sie nahm eine ‚zuwartende Stellung' ein mit dem Recht der Debatte bei den Conventionen. Die Professoren G. Großmann, Sig. Fritschel, Gottfr. Fritschel und P. J. Deindörfer sah man gern

als Vertreter ihrer Synode auf den Concilversammlungen. Besonders war Prof. Sig. Fritschel bis 1888 fast immer anwesend. In der ersten Convention des Concils in Fort Wayne (1860) machte die Jowa Synode eine Eingabe und schlug vor: ‚Die Allgemeine Kirchenversammlung möchte auch ausdrücklich bekennen, was nach ihrer Ansicht thatsächlich in der angenommenen Lehrbasis enthalten sei, nämlich: 1. Daß nach dem Bekenntniß der lutherischen Kirche verworfen werden müsse und von der Allgemeinen Versammlung der evangelisch lutherischen Kirche in America auch verworfen werde: Alle kirchliche Gemeinschaft mit Nichtlutheranern, z. B. das Bedienen gemischter Gemeinden von Seiten lutherischer Pastoren und die Aufnahme solcher Gemeinden oder ihrer Prediger in lutherische Synoden, die Zulassung Andersgläubiger zum Abendmahl der lutherischen Kirche und nichtlutherischer Prediger auf die Kanzeln lutherischer Gemeinden 2c. 2. Daß nach dem Worte Gottes Kirchenzucht insonderheit bei der Sacramentsfeier gehandhabt und dieselbe auch dem Unwesen der geheimen Gesellschaften gegenüber geübt werden müsse. 3. Daß die Beschlüsse der Synoden überhaupt und der Allgemeinen Versammlung insbesondere für die Gemeinden, die in diesen Synoden zusammengefaßt sind, keine gesetzgebende, sondern nur eine berathende Kraft in Anspruch nehmen dürfen, da diese Körper nur so viel Gewalt haben, als ihnen von den Gemeinden übertragen wird.‘ Auf der 6. Convention des Concils (Akron, O., 1872) erfolgte wieder eine Eingabe der Jowa-Synode an das Concil mit den Worten: ‚Wir können uns mit den Erklärungen der Allgemeinen Kirchenversammlung bezüglich der Abendmahls- und Kirchengemeinschaftsfrage, wie dieselbe in Lancaster, O., abgegeben wurden, noch nicht zufrieden geben.‘ Daraufhin beschloß das Concil: ‚Nur lutherische Pastoren auf lutherischen Kanzeln. Nur lutherische Communicanten an lutherischen Altären.‘ Auf der 19. Convention in Chicago (1886) waren die Professoren Dr. Sig. und Dr. Gottfr. Fritschel anwesend, und es wurde über ‚das Verhältniß der Jowa-Synode zum Concil‘ verhandelt. Es waren von Pennsylvanier Delegaten (besonders Dr. Seiß) Stimmen gegen die zuwartende Stellung der Jowa-Synode laut geworden. Der Tadel wurde etwas stark ausgesprochen. Die Professoren Fritschel erklärten die Beschlüsse ihrer Synode in Toledo und baten, ‚für jetzt in dem bisherigen Verhältniß zum Concil bleiben zu können‘. Das Concil beschloß: ‚Zugestanden, und daß in nicht ferner Zukunft die Jowa-Synode in volle organische Verbindung mit dem Concil kommen werde.‘ Im Jahre 1888 war Prof. Dr. Sig. Fritschel zum letztenmal als Vertreter der Jowa-Synode auf dem Concil erschienen, und seither kam kein Delegat von Jowa. Das Concil hatte durch Entsendung eines Delegaten an die Jowa-Snode eine Verbindung wieder angebahnt. So war nun Prof. W. Pröhl erschienen, wurde willkommen geheißen und bekam das Recht, an den Debatten Theil zu nehmen. Prof. Pröhl hielt eine begeisternde Rede.“ „Am 12. October berichtete P. Dr. Berkemeier, als Delegat des Concils zur Jowa-Synode, Folgendes: daß er ihre Synodalversammlung in Dixon, Ill., besucht habe. Er sei von Präses Dr. Deindörfer bewillkommt und von der Synode mit Applaus begrüßt worden.... Es wurde dann ein Brief von Präses Dr. Deindörfer an den Präsidenten des Concils verlesen, der mittheilt, daß 1904 die Jowa-Synode das 50jährige Jubiläum ihrer Gründung feiert. Ich weiß mich mit Ihnen in Einigkeit des Glaubens. Die Synode hat den Beschluß gefaßt, einen Vertreter des Generalconcils einzuladen. Es möge der Präsident des Concils veranlassen, einen Vertreter zur Jubelfeier zu senden, welche vom 24. bis 30. August in Dubuque abgehalten wird. Das Concil beschloß, diese Einladung anzunehmen und einen Delegaten zu senden.“ In seiner Begrüßungsrede sagte Prof. Pröhl: „Es hat nie, seitdem das Concil seine Mission in diesem Lande angetreten, eine Zeit gegeben, wo die Jowa-Synode nicht enge

und herzliche Beziehungen zum Generalconcil gehabt hat. Ich darf an die Freundschaft erinnern, die die hervorragenden Gründer und Väter des Generalconcils mit den nun in Gott ruhenden Vätern und Führern der Jowa-Synode verband. Wir sind uns mit Dank gegen Gott bewußt, daß diese Beziehungen zum Generalconcil einen segensreichen Bestandtheil unserer Geschichte bilden. Diese Beziehungen sind immer herzliche gewesen. Das zeigte sich aufs schönste bei dem warmen Empfang Herrn Dr. Berkemeiers auf der Allgemeinen Versammlung der Jowa-Synode in Dixon im letzten Jahre. Allgemein gab sich hier das Verlangen kund, auch äußerlich dem Concil wieder näher zu treten. Man beschloß, einen Delegaten auf diese Versammlung zu entsenden. Aber wichtiger noch als das ist mir, zu bezeugen, daß wir uns mit dem Generalconcil in voller Glaubens- und Bekenntnißgemeinschaft wissen und in der Lehrstellung des Generalconcils die gesunde Basis für die Vereinigung aller treuen Lutheraner unseres Landes erblicken. Wir freuen uns, daß unsere lutherische Kirche in dem Generalconcil eine treue Hüterin und Pflegerin ihrer besten Traditionen und Aufgaben gefunden hat. Großes ist bereits für den gesunden Ausbau unserer Kirche erreicht; auf seiner Bahn liegt die Zukunft unserer Kirche. Es ist die beste repraesentatio nominis Lutherani; ebenso conservativ als fortschrittlich, ebenso gebunden als frei, verbindet es mit der Treue gegen Gottes Wort und die Bekenntnisse unserer Kirche ein offenes Auge und Verständniß für die Aufgaben der Gegenwart, sucht es das reiche Erbe der Reformation zu bewahren und zu mehren und meidet dabei die falschen Extreme zur Rechten und zur Linken. Gegenwärtig geht durch die Synoden im Westen unseres Landes ein starker Zug nach Vereinigung. Aber wir fürchten, man wird fortfahren, die Freiheit der Kirche unter ein fremdes Joch zu bringen und die Kirche Luthers zu einer Schule zu erniedrigen. Dem gegenüber sehen wir das Streben nach Einigung in dem Concil verwirklicht und erblicken hier das Banner, um das sich alle treuen Lutheraner unseres Landes schaaren können." („Kirchenblatt" der Jowa-Synode, S. 272.) Was Prof. Pröhl hier „die Freiheit der Kirche unter ein fremdes Joch zu bringen" nennt, ist die Forderung der Synodalconferenz, daß auch die Jowa-Synode sich beuge unter das klare Wort der heiligen Schrift, nicht bloß von der Bekehrung und Gnadenwahl, sondern auch von der Kirchengemeinschaft mit Andersgläubigen. — Auch der Delegat der Generalsynode, Dr. Bell, hielt (wie das „Kirchenblatt" von Reading berichtet) eine längere Rede, in welcher er die Lehrunterschiede für Einbildungen erklärte. Um die Beziehungen zur Allgemeinen evangelisch-lutherischen Conferenz in Europa zu pflegen, wurde vom Concil eine ständige Committee eingesetzt. Als Vertreter des Concils für die Tagung dieser Conferenz in Nürnberg (1904) wurde Dr. Späth gewählt. Und beschlossen wurde, die Allgemeine Conferenz einzuladen, 1907 hier in America zu tagen. F. B.

„Wie steht die Generalsynode zum Bekenntniß?" Zu dieser Frage schreibt das „Kirchenblatt" der Jowa-Synode vom 31. October: „Officiell bekennt sie sich zur Augsburgischen Confession und auf ihrer Versammlung zu Des Moines, Jowa, 1901, erklärte sie, daß der Versuch im Bekenntniß, zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Lehren zu unterscheiden, im Gegensatz zur Stellung der Generalsynode sei. Nichtsdestoweniger gibt es, wie die *Lutheran World* mit Recht hervorhebt und wie jeder Kundige weiß, in der Generalsynode nicht wenig Schreiber, die in den Blättern der Generalsynode nicht müde werden zu behaupten, daß die Augsburgische Confession nichtfundamentale Artikel enthält, die kein Lutheraner anzunehmen braucht. Und was noch schlimmer ist, sie behaupten, gerade dies sei die rechte Stellung der Generalsynode. Deshalb hat z. B. seiner Zeit auch der *Observer*, wohl das angesehenste Blatt in der Generalsynode, es bedauert, daß die Generalsynode in

Des Moines solchen Beschluß gefaßt hat, und versichert, er sei im Widerspruch mit der Constitution der Generalsynode. Wie steht, so fragen wir Angesichts solcher Erklarungen, die Generalsynode zum Bekenntniß?" — Das Generalconcil steht mit der Generalsynode in Kirchengemeinschaft. Wenn nun die Iowa-Synode mit dem Concil Kirchengemeinschaft pflegt, so tritt sie damit zugleich in kirchliche Gemeinschaft mit der Generalsynode. F. B.

Ein Vermächtniß, das verhängnißvoll werden kann. Dr. Stuckenberg hat dem Pennsylvania-College der Generalsynode zu Gettysburg $35,000 vermacht mit der Bedingung, daß seine Frau diese Summe dem Marietta College zu Marietta, Ohio, zuwenden könne, falls das College in Gettysburg nach ihrem Urtheil weniger progressiv sei als das Marietta-College ("if, in her judgment, Pennsylvania College is made to subserve dogmatism and traditionalism instead of a progressive, living Christianity"). Hierzu bemerkt der *Presbyterian* vom 4. November: "In an endeavor to secure this tempting legacy there is danger of too far a departure from a well-known and influential faith. A rivalry may spring up between the two institutions as to which best meets the conditions of the bequest. One may go farther than it would otherwise do in what liberals are disposed to call a 'progressive, living Christianity.'" — In seiner Nummer vom 13. November sucht der *Lutheran Observer* Stuckenberg zu rechtfertigen. Er schreibt: "If Dr. Stuckenberg was not thoroughly true to the Lutheran system of doctrine, we never saw any indication of it in his multifarious writings. If he ever undervalued dogmas, as truths formulated from the Scriptures, we can recall no word of his to show it, either in conversation or print. That his acceptance of the Augsburg Confession was of the 'Faith embodied in the Confession' and not necessarily the *ipsissima verba*, is doubtless true, but in this he was in harmony with the great body of confessional Lutheran theologians of Germany. It is also true, doubtless, that in his acceptance of the Lutheran faith there was provision for enlarging its content by incorporating with it the increasing knowledge of the meaning and application of divine truth which God is vouchsafing to His Church through the ages. And this is the point where an issue has been raised in the Lutheran church that must be understood by those who criticize Dr. Stuckenberg's will. For it is maintained by some Lutherans that confessional statements are not subject to such enlargement of their content under advancing knowledge, nor dare there be the least modification of them without forfeiting the identity of the faith. Not only must those who set them forth agree to use the same words, but they must use these words in one and the same sense, and that sense is 'their own true, native, original and only sense.' It was against this interdict on any development of theology, the determination to confine it within the hard and fast lines of its original statement four centuries ago, that Dr. Stuckenberg protested while he lived, and apparently it was this he had in mind when he used the words 'dogmatism and traditionalism' in making his will." — Dr. Stuckenberg verlangte hiernach die Freiheit der Liberalen, mit den Worten der Augustana einen beliebigen Sinn zu verbinden. Und damit erklärt sich der *Observer* einverstanden! F. B.

„Unbewußtes Christenthum." So bezeichnet der *Lutheran Observer* die Wohlthätigkeit solcher Leute, die sich nicht zum Christenthum bekennen. Er schreibt: „Heute wird niemand mehr leugnen wollen, daß in der Welt viel Gutes geschieht von Männern und Frauen, welche sich nicht für Christen ausgeben. Der Tag ist dahin, da man solche guten Handlungen als ‚glänzende Laster' bezeichnete. . . .

Alle diese Tugenden (denn Tugenden sind es) und alle diese glänzenden Thaten haben ihre Quelle in den Lehren JEsu. Die ganze christliche Welt ist so durchtränkt von den Grundsätzen der christlichen Lehre, daß es keinen anständigen und ehrbaren Menschen gibt, der nicht ein großes Stück besäße davon, was man mit Recht ‚unbewußtes Christenthum' nennen könnte." — Es stünde schlimm um den *Observer*, wenn man hiernach seine Erkenntniß von dem Wesen des Christenthums beurtheilen müßte. Das Christenthum ist wesentlich nicht Moral, geschweige denn rein äußerliche Moral. Wohlthätigkeit, Anstand und Ehrbarkeit sind auch für sich genommen keine untrüglichen Kennzeichen des Glaubens. Die justitia civilis findet sich auch bei Heiden und offenbaren Feinden des Christenthums. Nach den Worten des *Observer* wäre z. B. Carnegie, welcher viele „glänzende Werke" verrichtet, aber das Christenthum und die Bibel offen verwirft, ein Christ, ohne daß er es selber wüßte. Die Kirche muß den Unterschied zwischen wahrhaft christlichen Werken und den Werken der Humanität und der bürgerlichen Ehrbarkeit aufrecht erhalten. Wahrhaft gute Werke sind nur vorhanden, wo im Herzen der Glaube ist, dem sie allein entspringen. Wenn jemand daher das Christenthum verwirft, so ist es klar, daß man aus seinen Werken der Ehrbarkeit und Humanität nicht schließen darf auf ihm selber verborgenes, latentes Christenthum. F. B.

Gegen die Bischöflichen Methodisten erhebt die „Evang. Zeitschrift" der Albrechtsleute schwere Anschuldigungen. Schon seit Jahren habe der Unglaube in der Methodistenkirche um sich gefressen und viele ihrer theologischen Professoren und Prediger angesteckt. Zwei ihrer bedeutendsten Anstalten werden besonders erwähnt: die Northwestern University zu Evanston, Ill., nördlich von Chicago, und die Boston University. Vor den angehenden Methodistenpredigern werde gelehrt: Viele Theile der heiligen Schrift sind unecht und sollten aus dem Kanon entfernt werden; mit der Inspiration ist es nichts; die Schöpfung ist ein Fündlein; Wunder hat es überhaupt nicht gegeben, auch der Herr Jesus hat keine Wunder gethan. Dr. Thomas, der vor Jahren wegen Leugnung der Versöhnungslehre ausgeschlossen worden ist und hernach in Chicago eine große freie Gemeinde gesammelt hat, machte dem Methodistenbischof Merrill in Chicago davon Anzeige, daß eine Anzahl Prediger der Bischöflichen Methodisten in und um Chicago wohne, welche, wie er, nicht an die Versöhnungslehre glaubten. Bischof Merrill kümmerte sich aber nicht darum, ebensowenig wie sich die Verwaltungsbehörden der erwähnten Lehranstalten, die jährlichen Conferenzen oder die Generalconferenz sich der Beschwerden angenommen haben, welche gegen die Professoren geführt worden sind, welche den angehenden Pfarrern die negative Kritik vortragen. — Dr. Munhall bezeichnet die Ueberhandnahme des Unglaubens und Weltwesens als den Grund, warum viele methodistische Gemeinden in den letzten Jahren keine Glieder gewonnen, sondern verloren haben. F. B.

Das „Christenthum Christi". Der methodistische „Apologete" schreibt vom 16. September: „Das Christenthum, welches unser Herr Jesus Christus lehrte und durch sein Beispiel darstellte, war kein Christenthum des Buchstabens oder der äußerlichen Formen und Ceremonien, sondern der Heiligkeit, Sympathie, Liebe und Selbstaufopferung. Das sind die Dinge, die in Gottes Augen den höchsten Werth haben." — Diese Sätze würden die liberalen Theologen ohne Bedenken unterschreiben. Die Dinge, welche der „Apologete" nennt, sind wohl Früchte des Christenthums, sie bezeichnen aber nicht das Wesen desselben. Wesentlich ist das Christenthum eines Menschen nichts anderes als das Vertrauen, daß Gott ihn, den Sünder, um Christi willen zu Gnaden angenommen hat. Und dies Stück hat Christus durch sein Beispiel nicht dargestellt. Christus gehört ins Christenthum nicht

bloß als Vorbild, sondern als Erlöser, nicht als erste Frucht und schönste Blüthe, sondern als Grund und Wurzel desselben. F.-B.

Die Generalconferenz der Evangelischen Gemeinschaft hielt Anfangs October ihre Versammlung ab in Berlin, Ont. Der Premier von Ontario, J. W. Roß, hieß die Versammlung willkommen. Zugegen waren 100 Delegaten. In ihrem Gutachten betonten die Bischöfe, daß innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft die Echtheit und Untrüglichkeit der Schrift nicht angefochten werde. Zu beklagen sei es aber, daß hie und da das Weltwesen mit seinen sündlichen Vergnügungen einreiße. Auch habe das Wachsthum der Gemeinden den Erwartungen nicht entsprochen. (Die Evangelische Gemeinschaft zählt gegenwärtig 123,776 Glieder und hat in vier Jahren eine Zunahme von 6163 Gliedern zu verzeichnen.) Ueber die Freigebigkeit der Glieder sei nicht zu klagen. Gegen $700,000 seien in den verflossenen vier Jahren für Mission (in America, Europa und Japan) eingegangen. Die Errichtung englischer Gemeinden in den größeren Städten dürfe nicht länger aufgeschoben werden, wenn man nicht die Jugend verlieren wolle. Groß sei der Mangel an tüchtigen Arbeitern, dem nur abgeholfen werde durch reichlichere Unterstützung der Lehranstalten. Die Kirchenordnung verlange, daß jeder Prediger wenigstens sechs Monate im Jahr in jeder Gemeinde katechetischen Unterricht ertheile, aber wohl kein „Gesetz der Kirche" werde häufiger übertreten als dieses. Der Jugendbund sei gut organisirt und ungefähr ein Viertel so groß als die Zahl der Kirchenglieder. Zu beklagen sei es aber, daß sich die Glieder desselben von den Gottesdiensten dispensirten. Die Evangelische Gemeinschaft vertrete die gänzliche Enthaltsamkeit; verwerflich sei es daher, wenn (wie das öfters geschehe) Glieder ihrer Kirche Saloons besuchten oder ihr Eigenthum für Saloonzwecke vermietheten. — Ein Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Frage, ob Laienvertretung eingeführt werden solle in die jährlichen Conferenzen und in die Generalconferenz. Mit der Generalconferenz hielt zugleich auch die Missionsbehörde ihre Versammlung ab, zu welcher auch eine Frau gehört, die als Delegatin in Berlin gegenwärtig war. F. B.

Wann kommt der jüngste Tag? Diese Frage beantwortet der „Christliche Hausfreund", das Blatt der Adventisten, in seiner Nummer vom 5. November also: „Niemand weiß den bestimmten Tag oder die genaue Zeit der Wiederkunft Jesu. Dieses ist so deutlich ausgesprochen, daß man staunen muß, daß jemand anders glauben kann. Sagte doch Jesus: ‚Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein mein Vater.' Matth. 24, 36. Solches glauben und lehren wir. Mit denjenigen, welche das Jahr oder den Tag bestimmen, an dem der Herr kommen soll, haben wir keine Gemeinschaft. Wir widerstehen ihnen. Nicht selten kommt es aber vor, daß, wenn wir an einem Orte anfangen, Vorträge zu halten, unsere Gegner den Eindruck zu machen suchen, als ob wir solche fanatische Menschen wären, welche fortwährend den Tag festsetzen, an welchem der Herr kommen soll. Dies ist eine Verleumdung; denn wir thun solches nicht. *Wir können aber wissen, wann jenes Ereigniß nahe und das letzte Menschengeschlecht da ist.* Auf diesen Satz machen wir den freundlichen Leser besonders aufmerksam. Betreffs dieser Frage werden zwei extreme Richtungen eingeschlagen. Beide sind gegen die Schrift. Die eine ist, daß man für die Wiederkunft Christi eine bestimmte Zeit festsetzt. Solches steht im Widerspruch mit dem ausdrücklichen Worte Gottes. Die andere geht dahin, daß man über diese Sache nichts wissen könne, daß Christus noch heute oder erst nach Tausenden von Jahren kommen könne. Diese Richtung ist ebenso ferne von der Wahrheit als die andere und der Bibel gerade so entgegen, wie wir nun zeigen wollen. Als Jesus gefragt wurde: ‚Welches wird das Zeichen sein deiner Zukunft?' sagte er, daß an

Sonne, Mond und Sternen Zeichen geschehen sollten (Luc. 21, 25. 26.). Und weiter sagte er: ‚Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf, und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet.' V. 27. 28. Sobald sie sehen würden, daß diese Zeichen anfingen, sich zu erfüllen, sollten sie aufsehen und auf den kommenden Herrn warten. Nachdem er das Gleichniß vom Feigenbaum angeführt hatte, sagte er: ‚Also auch ihr, wenn ihr dies alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist.' V. 31. Wie deutlich ist doch diese Erklärung! Wenn sie diese Zeichen sich erfüllen sehen würden, sollten sie wissen, daß das Reich Gottes nahe sei. Dann kann man also wissen, daß es nahe ist. Der nächste Vers sagt uns, wie nahe es ist: ‚Wahrlich, ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe.' V. 32. Welches Geschlecht? Die Antwort ist gegeben. Dasjenige Geschlecht, welches genannte Zeichen sieht oder welchem sie als solche verkündigt werden und das durch dieselben gewarnt wird, wird nicht vergehen. Siehe V. 28—32. Das ist, wenn das letzte Geschlecht gekommen ist, so wird ihm der Herr die Zeichen des Endes geben. Wenn wir die Zeichen sehen, können wir also mit Bestimmtheit wissen, daß dieses Geschlecht nicht vergehen wird, bis der Herr kommt. Die nämliche deutliche Wahrheit findet sich auch Marc. 13, 39. und Matth. 24, 32—37." — Wahr ist es und in unserer Zeit ganz besonders zu betonen, daß jeder Christ jeden Geschlechtes zu jeder Zeit der Zukunft Christi gewärtig sein soll. Falsch aber ist es nicht bloß, wenn man (wie das von Adventisten öfters geschehen ist) Tag oder Stunde oder Jahr der Wiederkunft Christi bestimmt, sondern auch, wenn man das Geschlecht bezeichnen will, welches auf Erden das letzte sein werde. F. B.

Den Temperänzunterricht in den öffentlichen Schulen betreffend schreibt die "Sub-Committee of the Committee to Investigate the Liquor Problem": "It is believed to be a correct representation of the facts that much of the methods and substance of the so-called scientific temperance instruction in the public schools is unscientific and undesirable. It is not in accord with the opinions of a large majority of the leading physiologists of Europe." Der längst von der heiligen Schrift und nun auch von der Wissenschaft verurtheilte „wissenschaftliche Temperänzunterricht" in vielen Staatsschulen besteht darin, daß den Schülern durch Wort und Bild eingepaukt wird, wie auch der mäßigste Genuß geistiger Getränke der Gesundheit schädlich und darum verwerflich und sündlich sei. Von der obengenannten Committee schreibt der *Independent:* "No more representative body of men of trained practical intelligence could well have been selected than those which form the committee of fifty to investigate the liquor problem." F. B.

II. Ausland.

Die Religionsstatistik des deutschen Reichs zählt im Ganzen 222 Religionsbekenntnisse. Davon sind 185 christliche, nämlich 40 Arten von evangelischen, 29 von katholischen und 107 von „anderen" Christen (8 Arten von Baptisten, 8 von Apostolischen, 9 von Methodisten ꝛc.). Dann folgen die Juden und 14 Gruppen von Bekennern „sonstiger nicht christlicher Religionen" (Muhammedaner, Buddhisten, Brahmanen, Feueranbeter, Sonnenanbeter ꝛc.). Zu den 21 folgenden Bekenntnissen werden auch gerechnet die Atheisten und Materialisten. Die letzte Nummer, 222, trägt die Ueberschrift „Ohne Angabe". — Diese alles umfassende Religionsstatistik geht von dem richtigen Gedanken aus, daß jeder Mensch eine Religion hat, das heißt, irgend etwas (wenn nicht den wahren Gott, so einen Götzen) zu seinem Gott macht.

F. B.

Von Luther rühmte der deutsche Kaiser in einer Rede im Ständehause zu Merseburg: „Auf der andern Seite grüßen den Strom die Thürme Wittenbergs, wo der größte deutsche Mann für die ganze Welt die größte befreiende That gethan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde schallen ließ.“ Dies Kaiserwort hat in protestantischen Kreisen große Freude hervorgerufen. Wie stimmt es aber mit der Erklärung Wilhelms II. bei seinem dritten Besuche bei Leo XIII.: „Ich kann nur zu Gott beten, daß er Seine Heiligkeit noch recht lange erhalten möge zum Heil der ganzen Welt“? Wer also vom Pabst denkt und redet, der kann von der Größe Luthers und seines Werkes nur eine recht dürftige und schiefe Vorstellung haben. F. B.

Der Unitarismus — die „allumfassende Menschheitsreligion“. In Amsterdam hielten die Unitarier Anfangs September ihren Religionscongreß ab. In der „Täglichen Rundschau“ berichtet von derselben Dr. Pfleiderer aus der Berliner theologischen Facultät und preist diesen Congreß als einen „Markstein in der Entwickelung des religiösen Lebens“. Die Sache des Unitarismus werde zwar jetzt nur von einer verschwindenden Minderheit vertreten, aber ihr gehöre die Zukunft. Der Gang der religiösen Entwickelung der Menschheit strebe mit innerer Nothwendigkeit auf eine Einheit des Geistes hin, für welche die Unterschiede der bestehenden Kirchen zwar nie ganz verschwinden, wohl aber zu untergeordneten Momenten herabgesetzt sein würden. Der „E. K. Z.“ vom 18. October zufolge schreibt Pfleiderer wörtlich: „Eine Vorahnung dieser allumfassenden Menschheitsreligion, die zwar die geschichtlichen Kirchen als die nothwendigen Wege zum Ziele achtet, aber die ewige Wahrheit über alle geschichtlichen Mittel hinausstellt und die Einheit im Geist über die trennenden kirchlichen Formen hinaus zur Geltung bringen soll und wird — eine Vorahnung dieses idealen Zieles in unscheinbarem, aber zukunftsreichem Kerne bildete dieses ‚Ketzerconcil‘, wie ein Redner den Congreß unter allgemeinem Beifall genannt hat.“ — Daß der Universalismus, Socinianismus und Unitarismus in allen größeren Kirchengemeinschaften in America, England und Deutschland überhand nimmt, dafür ließen sich zahlreiche Belege beibringen. Ein typischer Fall ist Dr. Pfleiderer selber, der ungescheut sich zum Unitarismus bekennt, obgleich er Glied der Berliner theologischen Facultät ist. F. B.

Vereitelte Docentengottesdienste in Bonn. In Bonn, der Hochburg der Liberalen, haben Weinel und andere den Versuch gemacht, ihr Evangelium des modernen Menschen nicht bloß von den Lehrstühlen, sondern auch von den Kanzeln dem Volke zu verkündigen. Diesen Plan hat ihnen aber das Consistorium durchkreuzt. Die „Christl. Welt“ schreibt: „Es bleibt dabei: 1. Akademische Theologen haben den Wunsch nach regelmäßiger Predigtthätigkeit geäußert. 2. Ein Presbyterium hat sich diesen Wunsch zu eigen gemacht und ihre Berufung zum Predigtdienst in rechtlich zulässiger Form beantragt. (Sogar das Formular einer Berufungsurkunde legte es dem Consistorium vor.) 3. Das Consistorium hat nach halbjährigem Besinnen die Bitte abgeschlagen, ohne irgend stichhaltige Gründe beizubringen. 4. Dieselbe Bonner Gemeinde hat durch dieselben Organe dem Evangelisten Keller aus Düsseldorf die Kanzel bewilligt, aber sie wird durch das Consistorium verhindert, ordinirte Prediger zu hören, die ihre eigenen Presbyter sind. 5. Kirchenbehörden sollen froh sein, wenn in unseren Tagen der Spannung zwischen Katheder und Kanzel Professoren sich zur Predigt drängen, und wenn es Gemeinden gibt, welche die solchem Verlangen so leicht entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen wissen.“ — Wir fügen als sechsten Satz hinzu: Professoren, welche nicht auf die Kanzel gehören, gehören auch nicht auf den theologischen Lehrstuhl, der Prediger für die Kanzel heranbilden soll.

F. B.

In Hamburg gibt es dem „Alten Glauben" zufolge neununddreißig positive und dreißig liberale Pastoren. „Für die Positiven ist das Christenthum eine geoffenbarte Religion, die Bibel Gottes Wort, Christus Gottes Sohn, der den ewigen Rathschluß Gottes, die Sünder selig zu machen, durch seine Erniedrigung in das Erdenleben, sein Leiden und sein Sterben ausgeführt hat und in seiner Auferstehung als der Sieger über Sünde und Tod von Gott bestätigt ist. Für die Modernen ist das Christenthum wesentlich nur eine natürliche Religion, die weniger werthvolle Religionen abgelöst hat und von der dahinsteht, ob sie nicht dereinst von einer werthvolleren abgelöst werden wird. Die Bibel ist ein menschliches Geschichts- und Lesebuch wie andere Bücher. Christus ist in seiner Person nicht das Heil. Er ist nicht der gottgesandte Heiland, sondern der Lehrer, natürlich durch seine Zeit beschränkt und nebst seinen Aposteln auf einer weit geringeren Erkenntnißstufe stehend als die Menschen und insbesondere die Theologen des zwanzigsten Jahrhunderts." Und diese positiven und liberalen Pastoren, welche sich auf den Kanzeln wie Ja und Nein gegenüberstehen, pflegen kirchliche Gemeinschaft in den Stadtconferenzen zum großen Aergerniß aller! F. B.

Von der „schwarzen Gefahr" in Deutschland schreibt der „Alte Glaube": „Unsere officiösen Beschwichtigungsräthe sind wieder einmal an der Arbeit, die ‚schwarze Gefahr' in das Reich der Träume zu verweisen. In diesem Falle ist es die Statistik, die ihnen getreue Handlangerdienste leisten muß. Sie lehrt, daß die Uebertritte von der römischen zu den evangelischen Kirchen in Deutschland fast zehnmal, in Preußen selbst dreizehnmal so zahlreich sind als umgekehrt die Uebertritte von den evangelischen zur römischen Kirche. Im Jahre 1900 verhielten sich die Zahlen für das ganze deutsche Reich wie 6104 zu 669, für Preußen allein wie 4637 zu 355. Auch in Sachsen, wo die römische Propaganda mit besonderem Hochdruck arbeitet, ist das Verhältniß immer noch 570 zu 46, während in Bayern allerdings bloß 257 gegen 147 stehen. Jede Statistik, die nicht möglichste Vollständigkeit anstrebt, ist werthlos. Nun hat aber erst vor kurzer Zeit eines der vornehmsten Organe des deutschen Ultramontanismus das Geständniß abgelegt, die deutsche Convertitenstatistik sei durchaus unzuverlässig, da ein großer Theil der Uebertritte zur römischen Kirche gar nicht amtlich bekannt werde. Und die Geschichte bestätigt diese Thatsache. Es hat ‚Kryptokatholiken' nicht bloß in hohen Hofämtern, sondern sogar unter der evangelischen Geistlichkeit gegeben. Dazu kommt, daß die Statistik nicht den geringsten Aufschluß über die Vertheilung der Uebertritte auf die einzelnen Stände gibt und sich auch darüber ausschweigt, wie der Uebertritt eines Mannes oder einer Frau auf die ganze Familie wirkt. Man werfe nur einen Blick in den ‚Gothaischen Hofkalender', und man wird staunen, welche Folgen der Uebertritt oder die Heirath eines einzigen Mannes nach sich ziehen kann. Ganze Adelsgeschlechter sind auf diese Weise dem evangelischen Glauben verloren gegangen und gehen ihm, wie die Geschichte des sächsischen Adels zeigt, noch immer verloren. Zuzugeben ist allerdings, daß die religiöse Anziehungskraft des Romanismus zur Zeit in Deutschland noch gering ist. Was aber in Zukunft geschehen wird, wenn einmal ein Fürstenthron nach dem andern an die katholischen Linien übergeht oder wenn die Uebersättigung an der modernen Cultur mit ihrer inneren Haltlosigkeit und Friedlosigkeit noch weiter um sich greift, vermag niemand zu sagen. Für heute genügt deshalb die Feststellung, daß bei der ‚schwarzen Gefahr' kein Vernünftiger in erster Linie an den Bekehrungseifer des römischen Priesters denkt. Die Fortschritte der römischen Kirche in Deutschland liegen auf ganz anderen Gebieten, vor allem auf dem der Volksverschiebung, des Beamtenthums, des Parlaments und der hohen Politik."

Unlauterkeit unter den Episkopalen. Wie in den lutherischen Staatskirchen, so ist auch in der Staatskirche Englands der Unglaube verbreitet. Zwar bekennen sich Professoren und Prediger zu den 39 Artikeln, aber man verbindet mit den Worten einen fremden Sinn, und zwar bewußtermaßen. Dean Freemantle z. B. leugnet alle Wunder der Bibel und bleibt doch in Amt und Würden. Dasselbe gilt von dem Herausgeber der radicalen *Encyclopaedia Biblica*, Cheyne. In der Augustnummer der *Contemporary Review* wird nun die Frage aufgeworfen: "Is it common honesty in clergymen to deny or explain away the literal and grammatical sense of parts of the Creed and Articles, to remain in their official positions and enjoy their emoluments while teaching opinions contrary to the general view of the Church?" Mit andern Worten: Hat ein Prediger das Recht, sich von der Kirche dafür bezahlen zu lassen, daß er ihr das Christenthum nimmt und das Bekenntniß zerstört, auf welches sie ihn verpflichtet hat? Der Schreiber in der *Contemporary Review* antwortet: Zwar würden die meisten Prediger und Laien diese Frage sofort mit Nein beantworten, wer aber gut unterrichtet sei und die Sache historisch ansehe, werde anders urtheilen. Das biblische und weltliche Wissen schreite beständig fort. Die göttliche Inspiration führe die Männer des zwanzigsten Jahrhunderts, ebenso wie die Apostel des ersten, zu immer tieferer Erkenntniß von Gott. Darum könne auch der Theologe das Recht beanspruchen, den alten Worten einen neuen Inhalt zu geben ("to infuse the old word with new meaning"). Es gebe in der Kirche einen zwar nicht ausgesprochenen, aber doch wohlverstandenen Consensus, daß diese Freiheit durchaus ehrenhaft und zu rechtfertigen sei. Dies scheint auch die Ansicht des *Churchman* zu sein. Jedenfalls handelt er nach diesem Grundsatz. Aber auch Moralgesetze stellt nicht der Consensus der Gelehrten, sondern Gottes Wort. Und solange das der Fall ist, muß es als Unlauterkeit bezeichnet werden, wenn jemand ein Bekenntniß (in welchem immer der Gedanke das Wesentliche ist) unterschreibt und dann sich an die Arbeit macht, den Inhalt desselben zu zerstören und durch eigene Gedanken zu ersetzen. F. B.

Wie in Frankreich der radicale Geist gleich einem Krebsschaden um sich frißt, beweisen folgende Thatsachen: In den Lyceen entstehen freidenkerische Gesellschaften, deren Glieder sich verpflichten, keinem Gottesdienst mehr beizuwohnen, hingegen aber an allen anticlericalen Manifestationen Theil zu nehmen. Bei dem letzten Congreß der Unterrichtsliga wurde der Antrag gestellt, nur solche Lehrer an den Volksuniversitäten zuzulassen, die frei sind von jedem religiösen Glauben. Ein Gegenantrag, der die persönlichen Ueberzeugungen respectirt wissen wollte, wurde niedergestimmt. Ein Professor der Sorbonne, Aulard, erklärte in einer öffentlichen Controverse mit dem bekannten Philosophen und Abgeordneten Buisson: „Nur keine Zweideutigkeit! Wir wollen die Religion zerstören!" Die *Action*, ein Hauptblatt der Radicalen, schrieb: „Wenn unsere Partei die Macht in Händen hätte, so wären wir bald fertig mit den Kirchen; wir würden sie schon zu zerstören wissen durch eine Reihe von schnellen, unmittelbaren und entscheidenden Maßregeln, ohne uns um eitle liberale Sophismen zu bekümmern. Religion ist eine Krankheit, die ausgerottet werden muß wie die Tuberculosis." — Dieselben Ziele verfolgen in Deutschland die Socialdemokraten mit ihrem Satze: „Religion ist Privatsache." Auf dem socialdemokratischen Parteitage in Dresden z. B. wurde der Antrag gestellt, dahin zu wirken, daß es verboten werde, Kindern unter sechzehn Jahren Religionsunterricht zu ertheilen. F. B.

Die pornographische Literatur und die Schandbilder dürfen noch immer in Frankreich ungestraft ihre Verheerungen anrichten, und nicht zum mindesten in Paris selbst. Da Klagen und Anklagen, die dagegen erhoben wurden, nichts nutzten,

schrieb die *Eglise libre* in schmerzlichster Entrüstung: „Unter dem zweiten Kaiserreich, das schon eine Zeit schnellen und starken Niederganges war, rief man: Unterricht! Freiheit! Dann wird alles wieder aufblühen! Der Unterricht wurde gegeben, die Freiheit erglänzt, . . . aber wir gehen immer abwärts. Und die Ursache dieses Niederganges ist zum großen Theile die schlechte Literatur. Das Volk kann lesen, aber was liest es, was hat man ihm zu lesen gegeben? Nach 1870 hätten wir Männer bedurft, die an des Volkes Erhebung gearbeitet hätten. Statt dessen bekamen wir die Pornographen. Sie haben zum Volke gesagt: Glaube nichts, liebe nichts, rauche Opium! Stumpfe dich ab, mein Freund, begrabe deine Kräfte in schändlichen Vergnügungen. Es ist alles nichts, der Himmel ist leer, entsage jeder Hoffnung, gib die Zukunft preis, die Zeit und die Ewigkeit. Steig ins Grab hinunter mit Spottliedern auf den Lippen. Trink und belustige dich, du Unglücklicher, es gibt ja doch nichts auf Erden. Besonders aber kaufe unser schändliches colorirtes Papier. . . . Siehst du dort unten jenen großen Abgrund, worein die Nationen sich stürzen? Gehe du tanzend darauf los, die Absinthflasche in der Hand. Nur immer zu, Frankreich möge verschwinden und nur ein schändliches Andenken hinterlassen. Das ist uns ganz egal, wenn nur wir reich werden. — Das war, bald in feinerem, bald in gröberem Stil, die Literatur fin de siècle. Diese Leute, unsere schlimmsten Feinde, hätten die Galeeren und den Galgen verdient, aber — man hat sie decorirt!“

(A. E. L. K.)

Russische Gewaltacte. Die „A. E. L. K.“ schreibt vom 16. October: „Schon vor einiger Zeit brachten die Zeitungen die Nachricht, die russische Regierung habe verfügt, daß der armenisch-gregorianischen Kirche die selbständische Verwaltung ihres Vermögens nicht mehr gestattet werde, und daß die Regierung dieselbe übernehmen wolle. Ein solcher brutaler Gewaltact erschien sogar Kennern russischer Zustände nicht glaublich, und selbst als einzelne Tagesblätter von einem bewaffneten Widerstande berichteten, den armenische Gemeindeglieder an einzelnen Orten einer russischen Commission geleistet hätten, die behufs Aufnahme des Kirchenvermögens dorthin gekommen sei, konnte man immer noch meinen, daß dieser Widerstand einem räuberischen Vorgehen einzelner russischer Tschinowniks gegolten habe. Jetzt freilich, nachdem die Regierung die näheren Bestimmungen über die Uebernahme der Kirchengüter der armenisch-gregorianischen Kirche veröffentlicht hat, müssen alle Zweifel schwinden.“ Nach diesen Bestimmungen nimmt die Regierung den Armeniern alle Besitzthümer an Häusern, Mühlen, Weinkellern, Land- und Forstgütern, alle zinstragenden Papiere und alle Barsummen über Tausend hinaus. Den Patriarchen, Bischöfen und Priestern bleiben nur die Wohnhäuser mit ihren Gärten und geringe Barsummen für die laufenden Kirchenausgaben. Der Zweck dieses Justizraubes ist der, die armenischen Schulen, welche von den eingezogenen Geldern und Gütern unterhalten wurden, zu zerstören, weil die Kinder in denselben nicht in russischem Sinne erzogen würden. Der armenische Erzbischof Mkirtitsch hat nun in einem öffentlichen Gottesdienste in Tiflis feierlich über den Zaren und dessen Regierung den kirchlichen Fluch ausgesprochen, der bisher nur gegen den Sultan und den Schah von Persien gerichtet wurde. Daß auch der Kaiser von Rußland einen HErrn im Himmel hat, bei dem kein Ansehen der Person ist, scheint der Zar nicht zu glauben. F. B.

Rußland eine Feindin der evangelischen Mission. Die „Reformation“ schreibt vom 18. October: „Schwere Gefahr droht der evangelischen Mission durch das Vordringen Rußlands in Ostasien.“ Der dritte Artikel des neuesten Vertrags mit Tibet lautet: „In Tibet soll gänzliche Religionsfreiheit, soweit sie den russisch-orthodoxen Glauben und den Lamaismus betrifft, eingeführt werden; dagegen sollen alle anderen religiösen Lehren durchaus untersagt werden.“ In der Mandschurei erschweren

die russischen Beamten auf alle Weise die Wiedereröffnung der in den Boxerwirren zerstörten Stationen. Die Mandschurei ist bereits unter die Aufsicht des griechischen Archimandriten in Peking gestellt und alle christliche Predigt außer der der griechisch-orthodoxen Kirche verboten. Mehrere Kapellen der schottischen Mission sind kurzer Hand russischen Priestern übergeben worden. Als der Missionsarzt Dr. Greig im vorigen Jahre durch den Militärcordon brach, um die verlassenen nördlichen Missionsposten zu besuchen, wurde er unter Polizeiaufsicht zurückgesandt. Die Aussichten für die Mission in der Mandschurei sind sehr trübe. Und dies Gebiet zählte zu den fruchtbarsten Missionsfeldern Chinas!

Der Taufbefehl Matth. 28 gilt der modernen Theologie als unecht, wie jüngst erst Harnack verkündet hat. Prof. Riggenbach-Basel (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, herausg. von Dr. Schlatter und Dr. Cremer, VII, 1. 1903) hat sich der Mühe unterzogen, die geschichtliche Bezeugung des Taufbefehls nochmals aufs genaueste nachzuprüfen. Das Resultat ist genau so, wie es vorauszusehen war. Soweit wir das Matthäus-Evangelium zurückverfolgen können, hat es nie anders geschlossen, als in unseren heutigen Handschriften. Nun schreibt im „Ev. Kirchenbl. f. Württ." Prof. Dr. Eberhard Nestle-Maulbronn, der bekannte Herausgeber der neuen Handausgabe des griechischen Neuen Testaments: „Ich kann Riggenbachs Nachweise noch um einen nicht unwichtigen vermehren. Auch im großen Tischendorf und allen mir bekannten Commentaren fehlt die Angabe, daß in der syrischen Uebersetzung Matth. 28, 18. f. lautet: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden: und wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich euch. Geht also, lehret alle Völker ꝛc. Dieser in allen verglichenen Handschriften stehende Zusatz, der dem 7. Kanon zugeschrieben wird, das heißt, den Stellen, welche Matthäus und Johannes gemeinsam haben, kann in der syrischen Bibel an dieser Stelle nur als Ueberbleibsel des Tatianischen Diatessarons erklärt werden, und so wird kein Zweifel sein, daß auch dieses schon den trinitarischen Taufbefehl hatte; und wie Tatian, so auch sein Lehrer Justin, von dem in neuerer Zeit der Nachweis versucht wurde, daß auch er schon eine Evangelienharmonie benutzt habe. Den trinitarischen Taufbefehl eine ‚Interpolation' zu nennen, berechtigt meines Erachtens vom textkritischen Standpunkt aus rein gar nichts." (Ref.)

Ueber die Entstehung des Lebens hat sich Lionel Smith Beal, von King's College, London, in einer Rede vor dem Victoria Institute also ausgesprochen: "The distinction between every kind of life and every kind of none-life is absolute, and there is no evidence in support of the view that any kind of life has proceeded, or has been in any way obtained, from non-life. Whilst it is certain that our world must have been formed ages (?) before the appearance of one living particle, there is no evidence justifying the idea of the gradual production of a living organism from any matter or any combination of living substances. The infinite, designing, directing, sustaining power of the eternal living God, as it seems to me, looking from the science side only, must be acknowledged in every kind of living matter and at every period of life." — Wenn die Wissenschaft uns zwingt, die Entstehung des Lebens auf einen schöpferischen Act Gottes zurückzuführen, was nöthigt uns dann, von dem abzuweichen, was Genesis 1 berichtet wird von der Entstehung der Erde? Die Allmacht, welche das Leben schafft, bedarf keiner endlosen Zeiten, um die Erde für das Leben zuzubereiten.

F. B.

Zur Frage, ob die Schöpfungstage als Perioden angesehen werden müssen, sagt E. Hoppe im „Alten Glauben" vom 25. October unter anderm auch das Folgende: „Auf der anderen Seite haben aber auch die Berechnungen, die einzelne Natur-

forscher für die Länge der Perioden anzustellen für gut gefunden haben, keinerlei Werth. Denn sie legen an Zeitverhältnisse und Zustände, die gänzlich anders geartet sind, unzureichende, der Gegenwart entnommene Maßstäbe an und müssen darum auch zu völlig unhaltbaren Zahlen kommen, die unter sich gar nicht verglichen werden können. Statt aller näheren Ausführungen nur ein Beispiel! Man rechnete bis zur ältesten Kohle eine Zeitdauer von hunderttausend bis zu mehreren Millionen Jahren, weil man glaubte, Graphit entstehe aus der Kohle nur unter langsamer Verbrennung bei Luftabschluß und unter einem sehr hohen Drucke. Im vorigen Jahre ist nun aber die Umwandlung der Kohle in Graphit im elektrischen Ofen bei ungefähr 2500 Grad Celsius in weniger als zwölf Stunden vollzogen worden. Seitdem hat jene Berechnung jegliche Unterlage verloren, da wir gar nicht darüber urtheilen können, ob ähnliche Verhältnisse, wie sie im Laboratorium künstlich hergestellt werden, in der Natur nicht wirklich vorgekommen sind. Dann wären für die älteste Kohlenzeit in der That vierundzwanzig Stunden ausreichend gewesen. Deshalb halte ich auch die Periodenberechnung der Naturforschung für eine ganz müßige Spielerei ohne jede wissenschaftliche Bedeutung." F. B.

Die Botanik gegen den Darwinismus. In der „Reformation" vom 18. October berichtet Dr. Dennert, daß auch der berühmte Berliner Botaniker S. Schwendener bei Gelegenheit eines naturwissenschaftlichen Feriencursus in Berlin am 10. October 1902 in einem Bericht „Ueber den gegenwärtigen Stand der Descendenzlehre in der Botanik" sich gegen den Darwinismus ausgesprochen habe. Die „Reformation" schreibt: „Schwendener glaubt nun, daß die Darwinistische Zuchtwahllehre für die Entstehung der Culturrassen bei Pflanzen und Hausthieren durch menschliche Zuchtwahl wohlbegründet ist. ‚Dagegen hat die Uebertragung des Selectionsprincips auf Pflanzen der freien Natur, wo der Kampf ums Dasein in ähnlicher Weise wirken soll, wie bei den Culturgewächsen die willkürliche Auswahl durch Menschenhand, im Lauf der Jahre mancherlei Bedenken wachgerufen, die meines Erachtens als berechtigt anzuerkennen sind.' Schwendener macht sich sodann die scharfe Kritik Nägels zu eigen und kommt zu dem Schluß, daß sich der Darwinismus nicht beweisen läßt. Gewisse Erklärungen desselben nennt er ‚vollends unbefriedigend, um nicht zu sagen märchenhaft-phantastisch'. ‚Die Lehre von der Bildung neuer Formen durch fortgesetzte Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein steht hiernach auf schwachen Füßen; sie vermag beweiskräftige Thatsachen, die nothwendig zu ihren Gunsten gedeutet werden müßten, nicht beizubringen.' Schwendener führt dazu noch das Zeugniß eines anderen bekannten Botanikers, R. v. Wettstein, an, der sich Jahre lang mit einschlägigen Studien beschäftigte und zu dem Ergebniß kam: ‚Mir ist bisher kein einziges Beispiel bekannt geworden, das das Zutreffen des Darwinismus im engeren Sinne im Naturzustande erweisen würde.' Wir fügen noch ein charakteristisches Wort Schwendeners hinzu: ‚Der ganze, anfänglich mit wahrer Begeisterung aufgenommene Versuch, dem menschlichen Willen, der bei der künstlichen Zuchtwahl die Erfolge bedingt, in der freien Natur den Daseinskampf als Analogon mit gleichen, wenn auch unbewußt summirenden Wirkungen an die Seite zu stellen, kann daher als gelungen nicht bezeichnet werden.'" — Die Descendenz selber jedoch bestreiten weder Dennert noch Schwendener, sie verwerfen nur die Darwinistische Form derselben. F. B.

Bekanntmachung.

„Lehre und Wehre", die nun bald ihren 50. Jahrgang antritt, wird vom nächsten Januar an monatlich 48 Seiten stark erscheinen, und zwar ohne Preiserhöhung. Die Redaction.